

**Caritas
&Du**

1.000
und 1 Geschichte

Mit Herz dabei
www.ichbin Caritas.at

1. Auflage 2014

Redaktion: Kurt Riha, Stefan Schauhuber
Fotos: David Visnic; Druck: Steiermärkische
Landesdruckerei GmbH
Erscheinungsort: 1160 Wien


Herausgegeben von der Österreichischen
Caritas Zentrale, Albrechtskreithgasse 19-21,
1160 Wien. Alle Rechte vorbehalten.

www.ichbincaritas.at

1.000
und 1 Geschichte



Freiwillige
erzählen
von ihren
Erfahrungen



Unser Dank gilt allen
freiwilligen Mitarbeiterinnen
und Mitarbeitern der Caritas
für ihren Einsatz.

Ganz besonders danken
wir all jenen, die uns mit
ihren Geschichten an ihren
Erfahrungen teilhaben lassen.

Liebe Leserinnen und liebe Leser!

Freiwilligenarbeit entspricht dem Caritas Anliegen, gesellschaftliche Solidarität und Nächstenliebe in der konkreten Begegnung umzusetzen und lebendig zu gestalten.

40.000 Freiwillige sind in Projekten der Caritas österreichweit im Einsatz. Freiwilligenarbeit bedeutet, sich konkret für notleidende, wohnungslose und arbeitslose Menschen, für Menschen mit Behinderung, für AsylwerberInnen und für ältere oder pflegebedürftige Menschen einzusetzen.

Freiwilligenarbeit ist aber auch die Begegnung zwischen Generationen, Menschen verschiedener sozialer Gruppen, Menschen mit unterschiedlichen Muttersprachen und ist daher wichtiger Bestandteil einer funktionierenden Gesellschaft. Vor allem für junge Menschen ist Frei-

willigenarbeit eine Möglichkeit, den Blick für soziale Nöte zu schärfen und zu vermitteln, dass es immer etwas bringt, wenn auch nur ein Einzelner sich für andere einsetzt. Damit leistet Freiwilligenarbeit einen unverzichtbaren Beitrag zum gesellschaftlichen Miteinander.

Wir haben Freiwillige gebeten, uns eine Geschichte aus ihrem Alltag zu erzählen, um die Vielfalt dieses Netztes und die „Buntheit“ sozialer Tätigkeiten sichtbar zu machen. Eine Geschichte, die sie berührt hat, die sie aus ihrer Tätigkeit mitgenommen haben, ein Erlebnis, das sie zum Nachdenken oder zum Lachen gebracht hat.

Eine Auswahl dieser Geschichten finden Sie in dieser Broschüre, mit der wir den freiwilligen MitarbeiterInnen der Caritas ein großes DANKE sagen wollen.



Michael Landau
Caritas Präsident




Inhalt

Vorwort	Michael Landau	5
Die Lachsforelle	Günter Wöss	8
Balu und Du	Kerstin Koppensteiner	9
Alles andere als Windmühlen	Charlotte Nadja Gold	10
Wie ein Vogerl im Nest	Verena Ruf	12
Phönix auf dem Fahrrad	Monika Sauerczopf	14
The best of Billie Holiday	Wolfgang Strobl	16
Talking 'bout the car wash	Elisabeth Wersonig	18
Kalte Füße, warme Socken	Renate Ulver	19
Auf eine Tasse Kaffee	Eva Feichtinger	20
Skywalk mit Nourmohammad	Wolfgang Rupprecht	21
Unsere liebe Dame aus der Karibik	Nancy Kratochwill	22
Der nächste Schwan	Gerhard Tragauer	24
Bis zum Bauch im Wasser	Eva Gaheis	25
Fenster in die Südsee	Robert Ritter	26
Endlich aufgelegt	Charlotte Nadja Gold	27
Meine Zeit mit Blerina	Johanna Haghofer	28
Zu gut gebetet	Christoph Gudenus	30
Im Labyrinth der Trauer	Birgit Kohn	31
Lob der Verlässlichkeit	Alexander Christiani	32
Fotoreportage	David Visnic	33
Im Gesang zu Hause	Gabriele Holzer	44
Meine Karin ist da	Karin Greifeneder	45

Nicht weit weg	Lena Wiesbauer	46
Auf ein Tänzchen	Schwester Felixine	48
Stiller Dank	Hanna Leichtfried-Junker	49
Vom Drachen und dem Jesukind	Gertrude Divoky	50
Auf ein Gläschen miteinander	Maria Lackner	52
Die Wunder der Medizin	Wilfried Szeliansky	54
Einem Puzzle gleich	Friedrich Ramberger	55
Nebensache Musical	Juliane Buchroithner	56
So ruhig hier	Eva Eckhard	57
Nichts gibt's, was es nicht gibt	Christa Eder	58
Möblierter Sprachkurs	Andrea Kalcher	59
Griechisches Blau	Verena Ruf	60
Nicht anders als sonst	Sarah Piskur	62
Aus zweierlei Sicht	Anton Landsiedl & Sayed	63
Natürlich Deutsch	Otto Wimmer	64
Erfahrungswert	Maria Pöllabauer	66
Ein Füllhorn an Begegnungen	Gerda Zingl	67
Hunger für zwei	Andrea Stimpfl-Abele	68
Für Lego ist man nie zu alt	Franz Mayer	69
Im fernen Russland	Julia Stindl	70
Ich bin freiwillig freiwillig	Annemarie Rieder	72
Infos zur Freiwilligkeit		74

Die Lachsforelle

 Es war ein Samstag, später Nachmittag. Die Hospizpatientin Frau H. wünschte sich so sehr, eine Lachsforelle zu essen. Frau H. war gebürtige Norwegerin und 84 Jahre alt. Ihr Leben hatte sie in Wien verbracht, weil sie hier ihre Lebensliebe kennengelernt hatte. Vielleicht stammte daher auch ihre Sehnsucht nach Fisch.

Ich betreute Frau H. mehr als ein Jahr lang, die meiste Zeit bei ihr Zuhause, wo ich ihr schon so manche Hühnersuppe gekocht und so manchen Fisch gebraten hatte, denn das Erfüllen von Wünschen gehört zur Hospizbegleitung – außerdem komme ich aus der Gastronomie, ich koche sehr gerne. Dieses Mal aber war es anders, denn es war Samstagnachmittag und mir stellte sich die Frage: Wo bekomme ich um diese Zeit einen Fisch her?


Ich lief also los, stürmte um halb sechs Uhr in einen Interspar und kaufte den Fisch. Zurück im Krankenhaus fand ich in der Großküche praktisch nur noch das Reinigungspersonal vor, das mich mit großen Augen ansah. Ich wusste, dass ich dort eigentlich nicht kochen durfte, aber das Personal verstand – trotz einiger Verständigungsschwierigkeiten – mein Anliegen. Ausnahmsweise durfte ich die Lachsforelle braten, ja, man half mir sogar noch dabei. Wenige Minuten später servierte ich Frau H. eine gebratene Lachsforelle. Sie konnte zwar nur ein paar Bissen davon genießen, aber in ihren Augen sah ich ein großes Dankeschön.

In derselben Nacht ist Frau H. verstorben.

Günter Wöss

war bis 2009 freiwilliger Mitarbeiter beim ehemaligen Sozialdienst am Südbahnhof und ist seither im Mobilien Hospiz tätig

Balu und Du

 Ich habe mich entschlossen, als Freiwillige einen kleinen Jungen mit Beeinträchtigung ein Jahr lang in seiner Freizeit zu begleiten. Die Lebensfreude und der Drang nach neuen Entdeckungen, aber vor allem die unerschöpfliche Energie, die der Kleine an den Tag gelegt hat, haben mich motiviert und fasziniert.

Eines Nachmittags trafen wir beim Spaziergang im Park auf ungestüm herumlaufende Hunde. Uns wurde schnell bewusst, dass wir beide ziemlich viel Angst hatten. Doch wir hatten keine Wahl, wir mussten an den Tieren vorbei. Wir nahmen uns also fest an der Hand und gingen

langsam, aber steten Schrittes an den riesigen Hunden vorbei. Obwohl ich mich selbst sehr unwohl fühlte, konnte ich Ruhe bewahren und meinem jungen Freund Sicherheit vermitteln. Er bewunderte meinen Mut und sagte mir, dass er sich an meiner Seite viel sicherer gefühlt hatte.

Diese Situation hat auch mein Selbstvertrauen gestärkt: Ich war froh, mich meiner Angst vor Hunden gestellt zu haben. Und jetzt weiß ich, dass ich gut mit Kindern umgehen kann – auch in herausfordernden Situationen. Ein gutes Gefühl!

Kerstin Koppensteiner

ist Freiwillige beim Mentorenprojekt „Balu und Du“ für Kinder mit einer leichten Beeinträchtigung oder deren Geschwister



Bei den Grätzelelern geht es darum, direkt in die Wohnungen zu kommen und den Leuten mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Nicht, um ihnen alles abzunehmen, sondern um ihnen beim Finden von Lösungen zur Seite zu stehen. Oft ist es ja so, dass Menschen nicht das Wissen haben, was ihnen rechtlich zusteht – und noch weniger haben sie das nötige Selbstbewusstsein, um ihr Recht zu verfechten.

Frau D. etwa ist alleinerziehende Mutter. Sie hat zwei Kinder, ein Mädchen, knapp zwei Jahre alt, und einen Burschen, noch keine vier Wochen alt. Sie ist gebürtige Rumänin, hat aber schon lange die österreichische Staatsbürgerschaft. Vor ihrer Karenz hat sie zuletzt als Kellnerin gearbeitet. Die Sache mit dem Kindesvater ist ein bisschen schwierig ... er zahlt jedenfalls keine Alimente, alles andere hüllen wir hier in einen Mantel des Schweigens.

Die junge Familie lebte in einer katastrophalen Wohnung, ebenerdig, schlecht isoliert, der schwarze Schimmel kletterte vom Boden bis an die Decke. Das Baby lag mit der Nase praktisch direkt an der schimmeligen Wand. Die Vermieter haben nicht nur zu viel Miete verlangt, sondern auch rein gar nichts unternommen. „Sie müssen eben öfter lüften“, war von dieser Seite bloß zu hören.

Gemeinsam mit meiner Kollegin Sifora Sava von den Grätzelelern habe ich Frau D. besucht. Die junge Mutter war schon überall gemeldet, aber um die übliche Frist von drei Jahren bis zum Erhalt einer Gemeindewohnung zu überbrücken, ist es notwendig, die Wohnungskommission einzuschalten. Nun, die zuständigen Herren waren da und haben alles begutachtet: die verfaulenden Möbel, den Schimmel, die schwarzen Ringe unter den Augen der schon völlig fertigen Mutter, die schwer atmenden Kinder. Dann sagten sie: „Ist alles

Alles andere als Windmühlen

halb so schlimm. Die Mutter soll sich nicht so anstellen.“ Da ist mir der Kragen geplatzt. Ich sagte zu meinen Kolleginnen und Kollegen: „Da hilft nur eines, wir müssen alle wahnsinnig machen.“ Wir haben das Jugendamt eingeschaltet, das auch sofort einen entsprechenden Bericht geschrieben hat. Aber Wiener Wohnen, der Vergabestelle für Gemeindewohnungen, war das nicht genug – die wollten einen Bericht der Baupolizei.

Nur ist die Sache so: Bis die Baupolizei kommt, dauert es in der Regel bis zu einem Jahr. Also habe ich bei der Baupolizei angerufen und, na, sagen wir, etwas Druck gemacht. Eine Woche später kam ein zuständiger Beamter in die Wohnung. Ich sagte zu ihm: „Haben Sie Kinder?“ – „Ja, drei“, meinte er. „Würden Sie Ihre Kinder hier schlafen lassen?“, fragte ich weiter. Er schüttelte den Kopf. „Dann bitte ich Sie inständig: Schreiben Sie einen Bericht!“

Eine Woche später lag der Bericht am Schreibtisch von Wiener Wohnen. Dort erklärte man uns, dass sie noch nie so schnell eine so klare Stellungnahme erhalten haben. Innerhalb von vier Wochen erhielt Frau D. dann eine neue Wohnung im 14. Bezirk – ein kleines Wunder.

Frau D. ist heute überglücklich und hat wieder Lebensfreude gewonnen, denn sie dachte, dass niemand ihr helfen könne und dass sie mit ihren Problemen alleine da stehe. Auch ihren Kindern geht es wieder gut.

Charlotte Nadja Gold

ist seit März 2013 freiwillig für das Pilotprojekt „Grätzleltern“ tätig



Frau D. war einst Heurigenwirtin. Bevor das Haus Allerheiligen ihr Zuhause wurde, lebte sie fünf Jahre am Franz-Josef-Bahnhof – sie war obdachlos geworden. Schließlich erkrankte sie an Lungenkrebs und hatte den Wunsch, die letzten Tage ihres Lebens im Haus Allerheiligen verbringen zu können. Bei meinem ersten Besuch begleitete mich die Diplomkrankenschwester Andrea und ich war sehr berührt, wie liebevoll Andrea ihr begegnete, wieweil sie auf das Gesicht der Patientin zauberte. Fasziniert davon blieb ich zunächst Beobachterin und klinkte mich erst ein, als ich hörte, dass Frau D. als starke Raucherin nun nicht mehr alleine rauchen durfte. Es bestand die Gefahr, dass sie beim Rauchen einschläft und einen Brand verursacht. Obwohl leidenschaftliche Nichtraucherin, wollte ich ihr trotzdem die Möglichkeit bieten, einmal am Wochenende zu rauchen. Sie war sichtlich erfreut und wir vereinbarten, dass ich jeden Sonntag nachmittag vorbei käme, damit sie einige Zigaretten rauchen konnte.

Bei den ersten Besuchen stand ihre Wohnungstür sperrangelweit offen.

Frau D. wollte vom Leben außerhalb ihrer Garçonnière noch etwas wahrnehmen. Sie strahlte, wenn ich kam, und freute sich nicht nur auf ihre heißgeliebten Zigaretten, sondern auch auf Neuigkeiten von der Welt da draußen. Da sie ihr Bett nicht mehr verlassen konnte, lag sie zusammengekauert wie ein Vogerl im Nest und lauschte meinen Erzählungen. „Erzähl mir etwas von euren Hühnern“, bat sie und lauschte schmunzelnd meinen Erzählungen von den Tieren auf unserem Bauernhof. Dann wiederum erzählte sie Anekdoten von ihrer Zeit als Heurigenwirtin oder verriet mir ihre Spezialrezepte. „Es tut so gut, mit Ihnen zu lachen“, sagte sie oft und noch heute habe ich ihr strahlendes Gesicht dabei vor Augen. Gerne erzählte sie auch von ihrer Kindheit und ihrer lieben Mutter, die bei fast jedem Gespräch gegenwärtig war und zum Schluss zur Brücke ins Reich Gottes wurde, an das sie ganz fest glaubte.

Frau D. wohnte im letzten Stock des Hauses Allerheiligen und hatte einen wunderbaren Ausblick. Sie sah die Wolken und die Vögel. Bei jedem Besuch öffnete ich die Fenster und meinte: „Damit wir die Vogerl

Wie ein Vogerl im Nest

hören können.“ Sie blickte dann ruhig und entspannt in den Himmel und hörte den Vogerln zu, die ihre ersten Frühlingmelodien trällerten. Bei den letzten Besuchen war sie bereits sehr unruhig und ängstlich in ihrem „Nest“. Stets verlangte sie: „Öffnen Sie bitte das Fenster, ich will den Vogerln zuhören.“ Beim offenen Fenster beruhigte sie sich und lauschte dem Gezwitscher ganz ruhig und entspannt. Mittlerweile musste ich ihr bereits die Zigarette anzünden und auch halten, weil sie dazu zu wenig Kraft hatte. Das kostete mich doch etwas Überwindung. Doch mit jedem Zug entspannte sich ihr Gesicht. Sie wurde ruhiger und ergab sich selig dem Genuss. Das berührte mich sehr. Obwohl nach Rauch stinkend, ging ich doch jedes Mal glücklich und mit dem Gefühl, reich beschenkt worden zu sein, nach Hause.

Als ich an einem Freitag verständigt wurde, dass sie ruhig in ihrem Zuhause eingeschlafen war, durfte ich noch von ihr Abschied nehmen. Friedlich lag sie in ihrem Bett und wirkte ruhig und entspannt. Gemeinsam mit dem Heimpersonal wählte ich die Bekleidung aus, die

sie beim Abschied tragen sollte. Es war mir eine Ehre, dies für sie zu tun. Wir nahmen ein weißes Kleid, sodass sie wie eine weiße Friedens-Taube ihren letzten Weg antreten konnte. Das Vogerl durfte sein Nest verlassen und von Schmerz und Leid erlöst nach Hause zur Mutter fliegen. Eine indianische Weisheit erinnert mich an Frau D.:

Am Ende meines Weges ist ein tiefes Tal. Ich werde nicht weiterwissen. Ich werde mich niedersetzen und verzweifelt sein. Ein Vogel wird kommen und über das Tal fliegen, und ich werde wünschen, ein Vogel zu sein. Eine Blume wird leuchten jenseits des Abgrundes, und ich werde wünschen, eine Blume zu sein. Eine Wolke wird über den Himmel ziehen, und ich werde eine Wolke sein wollen.

Ich werde mich selbst vergessen. Dann wird mein Herz leicht werden wie eine Feder, wie eine Margerite, durchsichtig wie der Himmel. Und wenn ich dann aufblicke, wird das Tal nur ein kleiner Sprung sein zwischen Zeit und Ewigkeit.

Verena Ruf

engagiert sich seit 2013 als ehrenamtliche Hospizbegleiterin

 onnerstagabend im Dezember, starker Schneefall, die Temperaturen weit unter dem Gefrierpunkt. Ich mache mich auf den Weg in die Winternotschlafstelle für neue EU-Bürger. Heute muss ich nicht kochen, denn eine andere freiwillige Mitarbeiterin hat das Essen zubereitet und dieses direkt in die Notschlafstelle geliefert.

Um Punkt 19.00 Uhr treffen die ersten Gäste ein. Sie sind dankbar, heißen Tee und warmes Essen zu bekommen. Darunter auch ein junger Mann, vielleicht 24 oder 25 Jahre alt, der seit zwei Wochen in Österreich ist. Die ersten Nächte hat er am Bahnhof verbracht, seit vier Nächten kommt er in die Winternotschlafstelle. Nach dem Essen räumt er den Tisch ab und

hilft beim Abtrocknen. Er spricht perfekt Englisch und auch ein bisschen Deutsch. Er sagt zu mir: „Bitte sprechen Sie Deutsch, damit ich die Sprache schneller lerne.“ Er will unbedingt hier bleiben, weil es ihm bei uns so gut gefällt. Er kommt aus dem Süden Europas, wo er seinen Job verlor, da zu viele Einwanderer aus Nordafrika kamen und die Löhne ins Bodenlose fielen. So zog er eine bittere Konsequenz und kam in den Norden – wo er nun tapfer den eisigen Temperaturen trotzt.

Ein paar Tage später findet er Arbeit. Er fährt mit dem Fahrrad hinter den Fiakern her und sammelt die Pferdeäpfel ein. Eine Arbeit, für die er sich nicht zu schade ist. Seine Chance, sich hier eine Existenz aufzubauen, will er auf jeden Fall nutzen. In die Winternotschlafstelle

Phönix auf dem Fahrrad

muss er nur noch wenige Nächte kommen, denn in ein paar Tagen bekommt er seinen ersten Lohn und dann kann er sich ein Zimmer mieten.

Monate vergehen. Regelmäßig treffe ich den ehemaligen Winternotschlafgast auf der Straße. Er ist unterwegs mit dem Fahrrad, das Schauerl hinten drauf, ich bin auch in die Arbeit unterwegs. Trotzdem nehmen wir uns kurz Zeit zum Plaudern – wir freuen uns immer, wenn wir uns sehen. Er ist glücklich, sich nun selbst versorgen zu können.

Seit drei Wochen hat er auch eine Freundin, wie er mir bei unserem letzten Treffen erzählt. Ich freue mich für ihn und bin beeindruckt, wie er seinen Weg geht – und über die Ausdauer, die er beweist.

Auch wenn das vielleicht nicht die spektakulärste Geschichte ist, aber ich bin stolz sagen zu können, dass uns mittlerweile eine besondere Freundschaft verbindet.

Monika Sauerzopf

hilft seit 2012 einmal pro Woche freiwillig in der Winternotschlafstelle für neue EU-Bürger



Ich habe im Caritas Seniorenhaus Josef Macho einen kleinen Stammtisch eingerichtet, wo ich als Freiwilliger dreimal in der Woche mit den Damen plaudere. Als ich ihnen etwas zu trinken bringen will, hält mich eine Betreuerin auf und fragt mich, ob ich etwas von Musik verstehe. Ich bejahe. Sie zeigt mir einen älteren Herrn der zusammengesunken und auf einen Stock gestützt alleine an einem Tisch sitzt, abseits von den anderen. „Könntest du dich nicht zu ihm setzen? Er war einmal in einer Jazzband. Ihr könntet über Musik reden.“

Nun verstehe ich zwar etwas von Rockmusik, aber von Jazz habe ich keine Ahnung. Ich hole mir einen Sessel und setze mich zu ihm. Trotz seines Alters hat er sich ein jugendliches Aussehen bewahrt. Dass er schwer nierenkrank war, hat man ihm nicht gleich angesehen.

„Hallo, Sie sind Musiker?“, beginne ich ein Gespräch. „Ja“, haucht er, ohne seine Augen zu öffnen. Das Reden fällt ihm sehr schwer. „Was für ein Instrument haben Sie denn gespielt?“ – „Bass.“ Ich lächle. „Bass, das ist ein schönes Instrument.“

Auf einmal geht ein Ruck durch seinen gebeugten Körper und er setzt sich kerzengerade auf. Er blickt mich an und in seinem Lächeln liegt eine Welt von Klängen, von denen ich nicht die geringste Ahnung habe. „Musik ist eine universelle Sprache“, sage ich. Sein entrücktes Lächeln hat etwas von einem herbstlichen Abschied, der den Winter ankündigt.

Dieser Mensch braucht seine Musik, durchzuckt es mich. Musik bringt ihn ins Leben zurück. Ich frage die Betreuerin, ob sie hier im Haus Jazzplatten haben. Sie verneint. Von ihr erfahre ich auch, dass

The best of Billie Holiday

Herr R. sein ganzes Leben lang Jazzplatten gesammelt hat, aber alles weggab, als er seiner nun verstorbenen Frau ins Caritas Seniorenhaus gefolgt ist. Spontan beschließe ich, Herrn R. beim nächsten Mal Jazz mitzubringen.

Ich fahre zur Hauptbücherei, wo es eine große CD-Sammlung mit allen Stilrichtungen gibt. In der Jazzabteilung bin ich wie ein neugeborenes Kind. Ich habe keine Ahnung, welchen Jazz ich mitnehmen soll und beschließe, auf Nummer sicher zu gehen. Ich nehme Louis Armstrong und Billie Holiday.

„Ich bringe Ihnen Jazz“, verkünde ich bei meinem nächsten Besuch. Ich lege meinen Walkman auf den Tisch, setze Herrn R. die Kopfhörer auf und drücke auf „play“: „The best of Billie Holiday.“ Plötzlich hat er Tränen in den Augen. „Gefällt Ihnen die Musik?“ – „Ja.“ Seine Stimme hat eine Richtung bekommen.


Ab diesem Zeitpunkt habe ich ihm jede Woche Jazz von der Hauptbücherei mitgebracht. Ich glaube, ich wollte ihn ins Leben, ins Jetzt zurückholen. Das ist mir mit der Musik auch gelungen, aber nur für kurze Zeit. Herr R. hat trotzdem kaum etwas gesprochen. Ich glaube, dass er sich nach dem Tod seiner Frau aufgegeben hat. Er lebte ganz in seiner Welt, war wie eine Seele, die im Raum schwebt. Obwohl er so stark wirkte, kam er mir doch wie eine Feder vor. Ein paar Monate später ist er gestorben.

Ich bin vielleicht zu spät gekommen. Trotzdem bin ich froh, dass ich Herrn R. noch an seine Passion erinnern konnte. Zu Hause habe ich die CDs auch für mich gehört. So habe ich durch Herrn R. – und fast ohne Worte – Jazz schätzen gelernt. Er wurde zu meinem Jazzlehrer.

Wolfgang Strobl,

seit 2010 freiwilliger Mitarbeiter im Senioren- und Pflegehaus St. Teresa (ehem. Josef Macho)

Talking 'bout the car wash

 Ich betreue seit fast zwei Jahren ein zehnjähriges Mädchen. Anfangs wohnte sie mit ihrer Mutter und zwei Brüdern im Haus Immanuel. Das ist ein Haus der Caritas für Mütter, die von den Kindesvätern im Stich gelassen worden sind oder wo noch Schlimmeres passiert ist. Aber die Details erfrage ich nie, denn ich bin keine Betreuerin. Es geht ja darum, mit den Kindern etwas zu tun, das sie ablenkt, wo sie Normalität erleben. Später übersiedelte die Mutter mit ihren Kindern in eine Gemeindefwohnung.

Einmal pro Woche versuchte ich, eine gemeinsame Aktivität mit der 10-jährigen Tochter zu finden. Das war nicht allzu schwer, sie war an vielen Dingen interessiert. Wir haben zweimal miteinander gekocht, wir waren im Museum, wir waren am Kahlenberg wandern, wir besuchten mehrere Basketball-Matches, weil meine Tochter in einem Team spielt. Auf der Programmliste standen auch Besuche eines Christkindlmarktes, eine Schulauf-

führung, in der meine Tochter mitwirkte, und mehrmals waren wir im Sommer Eis essen. Schließlich hatte ich keine Idee mehr. Was sollte ich noch unternehmen? Zugleich fragte ich mich, wann ich wohl endlich wieder Zeit fände, mein Auto zu waschen.

So entstand die Idee, mit dem Mädchen gemeinsam zur Autowäsche zu fahren. Die Familie besitzt kein Auto, die Mutter hat auch keinen Führerschein, daher ist das Mädchen noch nie in einem Auto gesessen, während es gerade durch die Waschstraße fährt. Also fuhr ich mit ihr zu einer Tankstelle in der Nähe. Diese Anlage war übrigens auch für mich neu, da das Auto wirklich auf einem Band "gefahren" ist. Es gab Wasser, Shampoo, Bürsten, heiße Luft. Es ruckelte und flutschte, das Wasser prasselte auf die Scheiben. Und wir saßen im Auto und hatten Spaß! Fast wie im Prater. „Das war urcool“, sagte das Mädchen danach.

Elisabeth Wersonig

ist seit 2012 freiwillige Mitarbeiterin im Mutter-Kind-Haus Immanuel

Kalte Füße, warme Socken



Mit Frau F. hatte ich vieles gemeinsam. Wir waren gleich alt und da sie viele Jahre als Heimhelferin gearbeitet hatte, kannte sie sich in meinem Bezirk gut aus. Wir liebten sogar denselben „Chinesen“. Als Frau F. krank wurde, nahm sie ihr Sohn bei sich auf und umsorgte sie sehr rührend und liebevoll, wie zuvor auch schon seinen Vater.

Ich lernte Frau F. im Jänner kennen und wir wollten miteinander spazieren gehen, vielleicht auch die Enten im Gänsehäufel besuchen, dem berühmten Wiener Freibad. Bald aber merkten wir, dass ihr Gesundheitszustand das nicht zuließ. Nach der Diagnose Bauchspeicheldrüsenkrebs vor einem Jahr wurde eine Operation notwendig. Danach folgte eine Chemo nach der anderen, was Frau F. zunehmend schwächte. Da sie sehr gesellig war, nahm sie die Einladung ins Tageshospiz gerne an und kam so oft wie möglich. Sie freute sich jedes Mal darauf und ging danach zwar müde, aber auch gestärkt nach Hause.

Renate Ulver

ist seit 2002 ehrenamtlich im Mobilien Hospiz tätig

Als ihr die Mithilfe im Haushalt des Sohnes zu anstrengend wurde, kam sie auf die Idee, in den Pausen Socken zu stricken. Sie wusste bloß nicht mehr, wie das geht. Ich versprach, ihr zu helfen. Sie hatte keine Wolle und keine Nadeln – ich besorgte das Nötige. Ich strickte ein paar Runden, um ihr den Einstieg zu erleichtern. Frau F. meinte, ich mache das sehr gut, ich solle nur weiterstricken, es gäbe ja noch einen zweiten Socken, den sie dann versuchen wolle.

Dazu kam es nicht. Als ich auch den zweiten Socken fertig gestrickt hatte, ging es ihr schon sehr schlecht. Sie stellte fest: „Eigentlich habe ich genug Socken und brauche keine neuen.“ Diese Socken wären Frau F. wohl zu groß gewesen. Stattdessen passen sie jetzt mir ... und sie werden mich immer an Frau F. erinnern, besonders wenn ich kalte Füße habe.

Auf eine Tasse Kaffee

Herr Seidenkorn, 87 Jahre alt, Ehefrau verstorben. Das waren die Informationen, die ich hatte, bevor ein schlanker, elegant gekleideter Herr mit sensiblen Augen das Zimmer betrat. Ich stand auf und versuchte ihm aus dem Mantel zu helfen, was er mit einer brüskten Handbewegung zurückwies. Das fing ja gut an! Es stellte sich heraus, dass Herr Seidenkorn 65 Jahre verheiratet gewesen und voller Trauer war. Allerdings entschied Herr Seidenkorn nach zwei Stunden Trauerbegleitung, dass ihm das Gespräch nichts bringe und er nicht mehr kommen würde. Verunsichert hielt ich Rücksprache mit seinem Sohn und wir beschlossen, dass es besser sei, einen Kaffee trinken zu gehen, anstatt Trauergespräche zu führen.

So trafen wir uns also alle zwei Wochen zu einer Tasse Kaffee. Wir unterhielten uns über dies und das, seine Trauer schien unendlich, Freude konnte er über rein gar nichts empfinden. Dieses „keine-

Freude-mehr-empfinden“ war für ihn sehr schlimm, aber er schien dagegen machtlos zu sein. Die Trauer war stärker. Zu Beginn waren die Treffen noch hölzern und er versuchte, mich zu „schonen“, denn er wollte mich nicht belasten.

Eines Tages redete ich Tacheles mit ihm, weil es mir zu anstrengend geworden war, dass er sich andauernd um mein Wohlbefinden sorgte. Ab diesem Zeitpunkt hatten wir seine Frau, die sowieso immer mit uns am Tisch saß, auch wirklich dabei. Er stellte sich nicht mehr höflichkeitshalber auf mich ein, sondern ließ seiner Trauer freien Lauf.

Vorige Woche sagte er – und wir treffen uns mittlerweile fast zwei Jahre – beim Abschied: „Ich freue mich auf unser nächstes Treffen.“ Er hatte gar nicht bemerkt, was er gesagt hatte. Ich war so berührt und auch sehr froh, dass er es nicht bemerkt hatte. Für Herrn Seidenkorn wäre das unangemessen gewesen.

Eva Feichtinger

ist freiwillige Mitarbeiterin in der Kontaktstelle Trauer der PfarrCaritas

Skywalk mit Nourmohammad

Wir lernten uns vor etwa einem Jahr kennen. Nourmohammad, der aus Afghanistan stammt, war damals 26 und sprach schon sehr gut Deutsch. Er war schon seit über drei Jahren in Österreich und sehr bemüht, unsere Sprache zu lernen. Er litt (und leidet nach wie vor) darunter, dass sich sein Asylverfahren so lange hinzieht, aber er nutzte die Zeit, um möglichst viel zu lernen.

Bei unserem ersten Treffen lernten wir uns einfach nur kennen. Nourmohammad war sehr interessiert, mehr über Österreich zu erfahren. So haben wir beschlossen, gemeinsame Ausflüge in die nähere Umgebung zu machen. Unser erster Ausflug führte auf die Hohe Wand zum Skywalk – von dort hat man einen großartigen Ausblick auf Wiener

Neustadt und Neunkirchen sowie die Hügel und Berge, die das südliche Wiener Becken begrenzen. Nourmohammad war erstaunt über die Berge und Wälder und dass er nirgendwo Wasser sah.

Unser nächster Ausflug führte daher über das Schwarz- und das Sierningtal nach Puchberg zum Wasserfall und dann über den Ascher nach Muggendorf zu den Myrafällen. Auch eine sehr schöne Tour. Während der Fahrt diskutierten wir über unterschiedliche Glaubensrichtungen und den persönlichen Zugang jedes Menschen zu seiner oder einer anderen Religion. Später lud ich Nourmohammad zu einer Veranstaltung in meiner Firma ein, wo er meine Arbeit kennenlernte, und er war auch zu Gast bei einem Chorkonzert in der Region.

Wolfgang Rupprecht & Nourmohammad N.

bilden zusammen ein interkulturelles Tandem im Rahmen des Begegnungsprojekts Neuland



Frau D. war 56 Jahre alt, als ich sie kennenlernte. Vor 18 Jahren war sie aus der Karibik nach Wien gekommen, vor zehn Jahren wurde die Diagnose Brustkrebs gestellt und in ihrem letzten Lebensjahr litt sie schwer an Metastasen im Gehirn und in der Leber.

Frau D. war eine fröhliche, dankbare Frau, die ihre Tochter über alles geliebt hatte und ihre persönlichen Bedürfnisse stets hintanstellte. Wir haben viel Zeit zusammen verbracht, über vieles gesprochen. Sie war anfangs noch beweglich und verhältnismäßig kräftig. Wenn sie mit ihren in Amerika lebenden Eltern telefonierte, die sehr alt und krank waren, nahm sie all ihre Kraft zusammen, um sie davon zu überzeugen, dass es ihr gut gehe.

Die Krankheit nahm ihren Lauf und Frau D. wurde weniger und weniger. Ihre Kraft ließ nach und das Sprechen fiel ihr immer schwerer. Musik wäre eine Alternative, dachte ich mir eines Tages. Ich brachte einen CD-Player und CDs mit, aber sie konnte ihn selbst nicht bedienen. Da habe ich auf meinem Handy viele schöne Lieder („Boleros“) gespeichert, von denen ich dachte, dass sie ihr gefallen könnten. Und so war es auch.

Sie wirkte so glücklich, konnte Kraft sammeln und wusste viel über die Musiker zu erzählen. Einige Passagen hat sie sogar mit mir gesungen. Ihr Gesicht strahlte! Sie war so erleichtert, die Schmerzen waren weg! Manchmal sind auch Tränen geflossen, aber vor Freude. Ich wollte nicht, dass sie weint, aber sie sagte: „Nein, es ist gut so.“ Diese Musikstunden haben wir mehrmals wiederholt.

Unsere liebe Dame aus der Karibik

Ihr Zustand verschlechterte sich weiter. Unsere liebe Dame wurde sehr schwach. Ihre Stimme war fast nicht mehr zu hören, nur die Musik konnte sie noch genießen. Wenn ihr etwas besonders gefiel, machte sie ihre Augen groß und ihr Lächeln signalisierte Zufriedenheit. Ich war sicher, dass die Musik auch ihre Schmerzen linderte. Aber die Krankheit gewann.

Eines Tages berichtete die Krankenschwester, dass Frau D. früh am Morgen schon über starke Schmerzen klagte. Als ich ins Zimmer kam, öffnete sie ihre Augen und zeigte mir, wie schlecht es ihr ging. Sie war kaum ansprechbar und sehr unruhig. Ich spielte ihr wieder Musik auf meinem Handy vor und hielt ihre Hand. Frau D. konnte sich nicht

mehr bewegen. Ab und zu sah sie mich an. Langsam entspannte sich ihr Gesicht wieder. Ich blieb bei ihr, bis sie einschlief. Ich ahnte, dass wir zum letzten Mal zusammen waren. Ich verabschiedete mich von ihr, von einer wunderbaren Frau.

Am darauffolgenden Tag starb Frau D. in Anwesenheit ihrer Tochter.

Nancy Kratochwill,
ehrenamtliche Mitarbeiterin im Mobilen Hospiz

Der nächste Schwan

An einem schönen, warmen Herbsttag folgte ich einer Einladung zum „Pflegetag“ der Caritas und spazierte zum Stephansplatz. Viele Leute hatten den gleichen Gedanken, trotzdem war eine gewisse Ordnung zu erkennen: Hier Kuchen und Kaffee, da Information und Unterhaltung. Ich wählte nach dem Kaffee die Information und hatte ein angenehmes Gespräch mit einer Dame, die mir die Broschüre „Österreich liest vor“ empfahl. Auf dem Titelblatt war eine ältere Dame abgebildet. Daneben stand der Satz: „Früher hab ich vorgelesen. Jetzt ist es umgekehrt.“ Nach kurzer Überlegung ging ich ins nicht weit von mir entfernte Haus Klosterneuburg und hatte bald darauf meinen ersten Vorlesestermin.

Dieser erste Lesetag war für mich sehr spannend. Was werden die Leute sagen? Lese ich laut genug? Ob ich mich verhasple? Habe ich eh meine Lesebrille mit? Zum Glück wurde es eine Lesestunde ohne Komplikationen. In „Österreich liest vor“ fanden sich nette Geschichten und bald darauf wollte meine neu eroberte „Fangruppe“ (immerhin

15 aufmerksame Zuhörerinnen und Zuhörer) weitere lustige Anekdoten hören. Etwa aus „Hugo Wieners beste Geschichten“, aus der „Tante Jolesch“ von Friedrich Torberg, aus den Wien-Gedichten von Trude Marzik („Am Anfang war die Kuchlkredenz“) oder aus den Biografien über Hans Moser oder Paul Hörbiger. Besonders viel gelacht wurde bei der berühmten Anekdote über den Opernsänger Leo Slezak. Als einmal bei der Aufführung von Lohengrin der Bühnenarbeiter den Schwan zu früh abfahren ließ, der Tenor war noch nicht aufgestiegen, fragte Slezak das Publikum: „Entschuldigen Sie, wann geht der nächste Schwan?“

Mittlerweile stelle ich am Anfang der Lesestunde ein paar Bücher vor und wir plaudern darüber. Danach wird demokratisch entschieden. Nach einer Lesestunde erhalte ich stets Applaus und den schönsten Lohn, den ich in meinem langen Arbeitsleben je erhalten habe: Ein wunderbares Lächeln von allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern und die Worte: „Kommen Sie bald wieder!“

Gerhard Tragauer

ist seit 2010 Freiwilliger im Senioren- und Pflegehaus Klosterneuburg

Bis zum Bauch im Wasser

Hochbetrieb im Caritas-Hochwasserbüro. Ich sitze an einem der drei Tische in unserem Beratungsraum. Zu mir kommt ein etwa 60-jähriger Bauer im Arbeitsgewand, legt die zerfurchten Hände auf den Tisch und beginnt bitterlich zu weinen.

Er sei völlig am Ende, habe in seinem ganzen Leben nie Urlaub gekannt. Er und seine Frau müssten seit Jahren für seinen körperlich und geistig beeinträchtigten Bruder sorgen – und das mit einer äußerst bescheidenen Pension. Von seinen drei Söhnen hatte der jüngste vor einiger Zeit auch noch einen Arbeitsunfall, von dem er sich nur sehr schwer erholt hatte. Und nun das Hochwasser! Wieder ein Schicksalsschlag, der zwar das ganze Dorf getroffen hatte, aber ihn und seine Familie besonders.

Er schildert mir mit allen Details, wie die Fluten die ganze Wohnung und den Stall überschwemmt hatten. Seine neun Kühe mussten drei Tage lang bis zum Bauch im Wasser stehen und sind jetzt krank. Er müsse nun den Tierarzt holen – doch wie soll er das alles bezahlen? Während er erzählt, kommen mir ebenfalls die Tränen. Auch wenn die finanzielle Unterstützung durch die Caritas, die ich ihm anbieten kann, nur ein Tropfen auf den heißen Stein ist, für ihn war es ein kleines Hoffnungslicht. Neben Gutscheinen fürs Lagerhaus kann ich noch mit Entfeuchtungsgeräten für die Wohnräume helfen.

Als er nach ein paar Wochen mit seinem Sohn die Geräte zurückbringt, lächelt er und meint: „Danke. Es geht wieder aufwärts!“

Eva Gaheis

arbeitete im Sommer 2013 als Freiwillige im Hochwasserbüro Eferding

Fenster in die Südsee



Als Hospizbegleiter bin ich nicht so sehr Sterbebegleiter, sondern viel mehr Reisebegleiter. Ich gehe mit auf Reisen, die so manche Bewohnerin und so manchen Bewohner des Wohnheims im Geiste zurück an Orte bringen, die tiefe emotionale Abdrücke in ihren Herzen hinterlassen haben. So war ich auch mehrere Monate lang Reisebegleiter für einen an Parkinson erkrankten Mann. Als ehemaliger Geographie- und Geschichtspräsident war er stets an der kulturellen Vielfalt der Welt interessiert und ist auch viel in der Welt herumgekommen.

Nun litt dieser 75-jährige Mann ganz besonders unter der Krankheit, die ihn ans Bett fesselte und auch in seiner Kommunikation einschränkte. Er erzählte mir, so gut es noch ging, von vielen seiner Reisen, manche davon auch allei-

ne, auf eigene Faust unternommen. Auf meine Frage, was denn nach all seinen Reisen sein Lieblingsort sei, antwortete er ohne zu zögern: Hawaii!

Da das Zimmer in dem Wohnheim, wo er seine letzten Jahre verbrachte, zwar freundlich und hell war, aber noch etwas kahl wirkte, habe ich den Entschluss gefasst, ein bisschen Hawaii nach Vorarlberg zu holen. Ich fertigte zwei Poster an und hing sie als Fenster in die Südsee auf. Das eine Fenster zeigte ein Bild von der Hauptinsel, von einem Hügel aus fotografiert, das zweite Fenster war eine Satellitenaufnahme. So konnte er zumindest in Gedanken an diesen wunderschönen Ort reisen und in die beste Zeit seines Lebens zurückkehren.

Ich begleitete ihn gerne dorthin, wann immer ich bei ihm war.

Robert Ritter

ist der jüngste ehrenamtliche Hospizbegleiter Vorarlbergs

Endlich aufgelegt



Gemeinsam mit meiner Kollegin Sifora Sava von den Grätzelelern hatte ich einen etwa 80 Jahre alten Klienten. Er war Mechaniker bei einer großen Autofirma, ein wirklich witziger und interessanter Typ. Er hatte viele alte Motorräder, die er selbst renovierte. Eines Tages kam er zu mir und sagte: „Frau Gold, ich habe ein Problem. Ich habe da einen Vertrag mit einer Telefongesellschaft, die ziehen mich über den Tisch.“ Ich sagte zu ihm: „Also gut, geben Sie her.“ Dann rief ich dort an und hab’ mit denen hin und her gestritten. Am Ende haben sie den Vertrag geändert.

Ein paar Wochen später kommt der Herr erneut und sagt: „Ich habe schon wieder ein Problem. Ich habe noch einen Vertrag abgeschlossen.“ Ich sage: „Na gut, geben Sie her! Aber Sie dürfen solche Verträ-

ge nicht abschließen!“ Er nickt und verspricht es. Ich rufe dort an und biege das erneut hin.

Ein paar Wochen später kommt er schon wieder. Ich wurde schon etwas ungehalten. Er erklärt: „Es war eine nette Stimme am Telefon, wir haben so schön geplaudert. Da konnte ich ihr einfach nichts mehr abschlagen. Und plötzlich hatte ich den Vertrag am Hals.“ Ich sagte zu ihm: „Das nächste Mal, wenn Sie eine nette Stimme am Telefon hören, dann sagen Sie ‚Danke, kein Interesse‘ und legen auf!“ Wieder rief ich an und bog die Sache zu recht.

Ein paar Wochen läutete erneut das Telefon: „Haben Sie schon wieder einen Vertrag abgeschlossen?“, bellte ich ins Telefon. „Nein“, sagte er triumphierend. „Dieses Mal habe ich aufgelegt!“

Charlotte Nadja Gold

ist seit März 2013 freiwillig beim Pilotprojekt „Grätzelelern“ tätig



eine Geschichte mit Blerina geht nun schon einige Jahre zurück. Kennengelernt haben wir uns im Lernen-macht-Schule-Tanzcamp in Rauris im Jahr 2011, wozu mir jetzt nicht die eine besonders prägende Erfahrung einfällt. Es sind vielmehr die kleinen Dinge, die vielen schönen Momente und die kleinen Erfolge, die man als Lernbuddy mit seinem Schützling feiert und die in Erinnerung bleiben.

Als ich Blerina kennenlernte, war sie ein kleines, schüchternes Mädchen. Sie brauchte viel Zeit, um sich an neue Menschen und ein neues Umfeld zu gewöhnen. Ich kann mich noch gut erinnern, als ich sie nach dem gemeinsam verbrachten Sommercamp das erste Mal wieder traf und sie kaum mit mir sprach. So war es anfangs. Wenn wir uns länger nicht gesehen hatten, dauerte es eine Zeit lang, bis Blerina wieder Vertrauen in mich fasste

und ungezwungen einfach drauflos plauderte. Oft auch zog Blerina ein Gesicht, wenn sie gerade in aller Seelenruhe fernsah, dann klopfte es und ich stand vor der Tür. Mittlerweile freut sie sich immer auf mich – ein untrügliches Zeichen, dass sie etwas Wichtiges gelernt hat. Nämlich, dass Lernen und Erfolge in der Schule Spaß machen können. Wir sind gute Freundinnen geworden und wenn wir uns mal länger nicht sehen, in den Ferien beispielsweise, dann freuen wir uns umso mehr aufeinander.

Auch Blerina hat sich sehr verändert. Aus ihr ist eine selbstbewusste junge Dame geworden. Schulisch haben sich bald erste Erfolge eingestellt. Seit Herbst geht Blerina in die Neue Mittelschule und der Übergang von der Volksschule verlief wider Erwarten problemlos. Gleich zu Jahresbeginn bekam sie in Mathematik einen „Einser“ und war mächtig stolz darauf.

Meine Zeit mit Blerina

Letztes Mal hat sie mir strahlend erzählt, dass mittlerweile alle in der Schule von ihr abschreiben wollen – eine neue Erfahrung für sie. Dadurch hat sie ungemein an Selbstvertrauen gewonnen. Außerdem hat sie gelernt, sich zu organisieren. Sie holt sich Hilfe, wenn sie welche braucht, und diese neu gewonnene Selbstständigkeit ist wohl einer unserer größten gemeinsamen Erfolge.

Inzwischen sind wir mehr als nur Nachhilfelehrerin und Schülerin, wir sind Freundinnen und ich gehöre praktisch zur Familie. Ich bin bei Kindergeburtstagen und sonstigen Familienfeiern oft mit dabei und habe Blerina und ihre Familie wirklich ins Herz geschlossen.

Zwischendurch gehen wir gemeinsam ins Kino oder ins Museum, in den Park zum Lernen oder zum

Eislaufen. Immer wieder stelle ich mit Erstaunen fest, dass Blerina bestimmte Dinge, die für mich selbstverständlich sind und zum Alltag gehören, einfach nicht kennt. Als wir beispielsweise den Film „Turbo Schnecke“ anschauten, erfuhr ich, dass sie noch nie in ihrem Leben einen Rasenmäher in Aktion gesehen hatte.

So machen wir beide immer neue Erfahrungen und hören nicht auf, voneinander zu lernen. Wir sind ein Stück unseres Weges gemeinsam gegangen und all diese kleinen Momente kann uns niemand mehr nehmen!

Johanna Haghofer

ist seit 2011 „Lernbuddy“ im Haus Daria für Flüchtlinge

Zu gut gebetet



Während meines freiwilligen Besuchsdienst in einer Pfarre besuchte ich längere Zeit eine bettlägerige ältere Dame. Schon öfter beklagte sie sich, dass sie zu nichts mehr zu gebrauchen sei und am liebsten sterben würde. Da sie eine fromme Frau war, schlug ich ihr vor, für bestimmte Menschen zu beten. Sie nahm den Vorschlag an und machte sich in einem Büchlein eine Liste von Menschen, für die sie beten wollte.

Einige Zeit verging und ich hatte den Eindruck, dass ihr diese Aufgabe neuen Lebensmut gegeben

hatte. Eines Tages erzählte sie mir ganz aufgeregt, sie hätte einen Anruf von einem Verwandten bekommen, der sich bei ihr beklagte, dass er immer wieder zu früh aufgewacht war und dann nicht mehr einschlafen konnte. Sie habe ihm angeboten, für ihn zu beten, damit er besser schlafen könne. Gesagt, getan! Einige Tage darauf rief der Verwandte wieder an: „Du musst sofort aufhören mit dem Beten!“ – „Aber warum denn? Hast du denn nicht gut geschlafen.“ – „Nein, nein, ganz im Gegenteil, es funktioniert viel zu gut. Ich habe heute furchtbar verschlafen!“

Christoph Gudenus

absolviert regelmäßig freiwillige Besuchsdienste in einer Wiener Pfarre

Im Labyrinth der Trauer

Viele trauernde Menschen quälen sich mit der Frage, ob sie nicht noch mehr für den Verstorbenen hätten tun können. Vielleicht wäre dieses oder jenes Verhalten besser gewesen, vielleicht hätte man sich anders entscheiden müssen. Ich habe eine Frau begleitet, die ihren Mann verloren hatte. Während ihr Mann sterbenskrank im Krankenhaus lag, musste sie selbst wegen einer Kleinigkeit, die – wie sie sagte – auch verschiebbar gewesen sei, operiert werden. Anstatt egoistischer Weise selbst ins Krankenhaus zu gehen, hätte sie die Zeit besser mit ihrem kranken Mann verbringen sollen, so erzählte sie. Dieser quälende Gedanke ließ sie kaum noch los.

Ich fragte sie, ob in dieser Zeit jemand ihren Mann besucht habe. Sie meinte, die einzige gemeinsame Tochter habe sich um ihn gekümmert und ihn auch besucht, er war also zu keiner Zeit alleine. Um ihr aus ihrem Gedankenlabyrinth herauszuhelfen, fragte ich, ob es denn

nicht egoistischer gewesen wäre, die eigene Operation abzusagen. Denn damit hätte sie ihrer einzigen Tochter – und auch ihrem Mann – die Chance genommen, diese letzte Zeit gemeinsam zu verbringen. Die Trauernde fing an zu weinen. Es sei schon so gewesen, erzählte sie, dass sie außer während dieses dreitägigen Krankenhausaufenthaltes jeden Tag am Krankenbett ihres Mannes verbracht hatte. Die Tochter hätte einzig hier die Möglichkeit gehabt, ihren Vater alleine zu sehen. Wer weiß, was sie sich angesichts des nahenden Todes sagten und worüber sie sich noch austauschen konnten.

So konnte sie sich endlich ein Stück weit von diesen quälenden Gedanken befreien und ihrem Verhalten nachträglich etwas Positives abgewinnen. Sie sah es als ein Opfer – um ihrer Tochter und dem verstorbenen Vater willen. Es war schön zu sehen, dass diese Frau nun mit etwas befreiterem Herzen ihren Weg gehen konnte.

Birgit Kohn

ist freiwillige Mitarbeiterin in der Kontaktstelle Trauer der PfarrCaritas

Lob der Verlässlichkeit



ein erster Dienst an einem kalten Dezembertag vor nunmehr dreieinhalb Jahren war gar nicht erfreulich. Am Karlsplatz kam es zu einer lautstarken Auseinandersetzung und dann zu einer Rauferei unter den Gästen, wobei ein Mann erheblich verletzt wurde. Die von uns sofort alarmierte Polizei konnte den Übeltäter nicht mehr fassen, die Rettung brachte den Verletzten ins Spital.

Das ist lange her und meine Dienste im Sonntagsteam verliefen seither ohne jeden Zwischenfall. Im Gegenteil: Ich bin immer wieder beeindruckt, mit welcher Geduld und Dankbarkeit unsere Gäste die bescheidenen Gaben von Suppe und Brot in Empfang nehmen. Da könnten sich viele aus der „besseren Gesellschaft“, die so oft einem Anspruchsdenken frönen, ein Beispiel nehmen.

Die verschiedenen Teams beim Canisibus agieren mit großer Zuverlässigkeit und sind nie um ein gutes Wort oder einen Scherz verlegen. Die offensichtliche Zuwendung und das menschliche Verständnis ist auch für viele unserer Gäste besonders wertvoll. Oft mache ich mir Gedanken über die Schicksale dieser Menschen. Warum kommen mitunter auch relativ gut gekleidete Menschen zu uns? Was hat sie aus der Bahn geworfen?

Die Antwort ist letztlich für unsere Tätigkeit irrelevant. Wichtig ist einzig, dass unsere Gäste wissen – und sich eisern darauf verlassen können – dass der schöne, große weiße Bus jeden Tag im Jahr zur gleichen Zeit an derselben Stelle da ist, um ihr Schicksal im Sinne der gebotenen christlichen Nächstenliebe etwas zu mildern.

Alexander Christiani,
freiwilliger Mitarbeiter beim Canisibus, dem Essensbus der Caritas

Im Bild



Eindrücke aus der Freiwilligenarbeit, fotografiert von
[David Visnic](#)

Margarete Stampfl arbeitet seit 13 Jahren freiwillig beim medizinischen Versorgungsbus „Louise“ mit. „Ich mache es gerne“, sagt sie, „auch weil die Kolleginnen und Kollegen so nett sind.“





Tim Cupal arbeitet hauptberuflich als Radiomoderator und ist seit März 2014 freiwillig in der Gruft tätig.



Bei der Caritas
Lebensmittelausgabe
Le'O in der Pfarre Wien
Penzing. Wie in allen
Pfarren wird das Projekt
größtenteils von Freiwilligen
getragen.




Auch Teamleiterin
Monika Bock
(rechts) ist freiwillig
dabei. Über 40
Mitarbeiterinnen und
Mitarbeiter geben
einmal wöchentlich
Essen aus und helfen
mit Beratung.




Vorbereitungen für die Ausfahrt des Canisibusses, dem Essensbus der Caritas: Fritz Göss beim Umrühren der Suppe. Seit 9 Jahren ist er schon freiwillig dabei – weil diese Tätigkeit Sinn und Spaß miteinander verknüpft und „weil das Team so toll ist“.



Elena Tuma, seit vier Jahren
freiwillige Mitarbeiterin des
Senioren- und Pflegehauses
Schönbrunn, beim Kartenspiel
mit Wilhelm Schrottenbaum,
einem Hausbewohner.



Gertraud Ladinegg,
arbeitet seit 18 Jahren
freiwillig als Friseurin
in der Gruft. Sie frisiert
Herrn Johann, dem
gerade ein wienerischer
Ausdruck für Frau
Ladinegg eingefallen ist:
„Fetznschädrenoviererin“.



Karl Dornmayr hat erst mit 45 Jahren Klavierspielen gelernt. Als der Freund seiner Tochter ein Praktikum in einem **Senioren- und Pflegehaus** absolviert, kommt er auf den Gedanken, seine ersten Konzerte vor Publikum eben dort zu geben. Und das macht er seither einmal wöchentlich – zur Freude aller Beteiligten.





Renate Bawart ist seit zwei Jahren freiwillig bei den Lerncafés tätig. Sie hörte im Fernsehen den heutigen Außenminister Sebastian Kurz über diese Lernhilfe für Kinder sprechen und war sofort begeistert.




Nina Londer ist Studentin an der Wirtschaftsuniversität und hilft seit Oktober 2013 freiwillig bei den Lerncafés, weil der Sinn des Projekts „so klar“ ist, wie sie sagt.



Als Burgl Baustädter (links) voriges Jahr von der Diagnose Krebs überrascht wurde, reifte in ihr der Plan, Wien zu Fuß zu umrunden. In der freiwilligen Helferin Lotte Lettner fand sie dafür nicht nur eine Partnerin, sondern eine Freundin.

Im Gesang zu Hause

 Ich saß mit einer Patientin in einer Laube im Garten der Geriatrie. Wir waren umgeben von blühenden Hortensien und anderen Sträuchern, es war später Frühling, schon beinahe Sommer. Wir sangen Volkslieder, die meine Patientin – sie war an Demenz erkrankt – so gerne mochte. In die Berg bin i gern. Oder: Kein schöner Land. Oder: Die Vogelhochzeit. Sie hatte in ihrer Jugend viel gesungen und empfand noch immer große Freude dabei.

Lieder sind in unserem Gedächtnis anders abgespeichert, vor allem Lieder aus der Kindheit. Das waren früher natürlich vor allem Volkswaisen. Für viele ältere Menschen sind diese Lieder ein Teil der Heimat. Nicht in einem nationalen Sinn, sondern es ist ein Gefühl des Wiedererkennens, der Geborgenheit.

Die Demenz wiederum äußert sich in einem Gefühl der Verlorenheit, der Desorientierung. Durch den Gesang, durch die vertrauten Gefühle, finden die Menschen wieder einen Bezug zu sich selbst und zu ihrer

Umwelt. Darum hat Gesang auf Menschen mit Demenz eine ganz besondere Wirkung. Die Haltung verändert sich, die Augen gehen auf, das Gedächtnis wird stimuliert.

Während wir also sangen, kam eine Schwester mit einer weißhaarigen Dame im Rollstuhl vorbei. Ich lud sie ein, sich zu uns zu setzen und mitzusingen. Die Schwester schüttelte resignierend den Kopf und erklärte, dass Frau P., die gut 80-jährige Dame im Rollstuhl, nicht mehr sprechen konnte. Demenz im fortgeschrittenen Stadium. Da geht gar nichts mehr. „Sie können sich ja trotzdem ein bisschen zu uns setzen“, meinte ich. Die Schwester nahm die Einladung gerne an. Wir sangen weiter und nach kurzer Zeit begann auch die alte Dame zu singen. Große Verwunderung bei der Schwester. Dass das noch möglich ist ...

Es war für alle ein bewegender Augenblick. So sangen wir zu dritt weiter, schließlich sogar zu viert.

Gabriele Holzer

singt seit 2012 mit BewohnerInnen im Senioren- und Pflegehaus Klosterneuburg

Meine Karin ist da



Charlotte war gerade zwei Jahre alt und das jüngste von sieben Geschwistern. Ihr Vater war früher Pilot und hatte auf eigene Initiative einen Bauernhof in der Nähe von Wels übernommen. Er versuchte, ihn zu einem Biobauernhof umzugestalten und war sehr umtriebig. Es gab einen Waldkindergarten und ein Projekt für eine Bioheizung, eine „Schule am Bauernhof“ und sogar Reitpädagogik wurde angeboten. Einmal pro Woche wurden Produkte vom Hof am Markt verkauft.

Trotzdem war es für die Großfamilie schwer, über die Runden zu kommen. „Wir sind für jede Hilfe dankbar, die uns angeboten wird“, erzählte mir Charlottes Mutter einmal. Ich unterstützte sie als freiwillige Familientandempartnerin einmal pro Woche im Haushalt und kümmerte mich um ihre Tochter.

Wenn ich morgens um acht kam, begrüßte mich Charlotte stets freudig mit den Worten „Meine Karin ist da“. Wann immer möglich – meist bereits im Laufe des Vormittags – nahm ich mir viel Zeit für Charlotte und spielte mit ihr. Das war Charlotte aber nicht früh genug. Bereits am Morgen klammerte sie sich an meine Beine und fragte, ob ich mir nicht schon früher Zeit für sie nehmen könnte. Alle ihre Geschwister waren vormittags in der Schule und das allerjüngste Kind war gerade noch unterwegs. Oft gingen wir auch mit Lilli, dem Haus- und Hofhund, spazieren oder ich las ihr aus Märchenbüchern vor. Als Charlotte dann drei Jahre alt war, kam sie ebenfalls in den Kindergarten.

Ihre Worte „Meine Karin“ klingen mir heute noch im Ohr, wenn ich an die schöne Zeit auf dem Biobauernhof zurückdenke.

Karin Greifeneder

unterstützt als Tandempartnerin Familien in schwierigen Übergangszeiten



Das Haus namens Miriam ist nicht weit weg.

Das Haus namens Miriam ist wirklich nicht weit weg von meiner Adresse.

Trotzdem war ich stets daran vorbeigegangen, ohne es wirklich wahrzunehmen. Doch dann sorgte ein Projekt der Caritas dafür, dass ich dem Haus namens Miriam ein klein wenig näher kam. An einem Abend zum Beispiel gingen wir gemeinsam ins Kino. Wir, das waren meine Kulturbuddy-Partnerin und zwei Frauen aus dem Haus Miriam der Caritas – die eine um die 20, die andere um die 50.

Unsere Wahl war auf den Film „Take this Waltz“ im Actors Studio gefallen. Weil wir genug Zeit hatten, nah-

men wir gemütlich die Straßenbahn Richtung Innenstadt, schlenderten vom Schottenring über die Freyung und den Judenplatz und tauschten dabei Geschichten, Kurzbiografien und Vokabeln aus. Die Frauen aus dem Haus Miriam konnten nämlich beide an die vier Sprachen und lernten gerade Deutsch. Da meine Kulturbuddy-Partnerin sich genauso an Sprachen erfreut wie ich, ließen wir uns einige Wörter aus den Muttersprachen der Frauen schenken. „Deutsch ist aber sehr kompliziert“, lachte eine der Frauen: „Ich verwechsle immer die Artikel.“ Ich zog in Gedanken den Hut vor ihr – fünf Sprachen, Respekt – und meinte darauf, dass auch so manche Österreicher oft die Artikel vertauschen würden.

Nicht weit weg

Im Kino angekommen, versorgten wir uns mit dem üblichen Kino-Menü (Popcorn, Nachos, Sportgummi), nahmen Platz und widmeten uns ganz den Ereignissen auf der Leinwand. Der Film handelte von einer verheirateten Frau, die glaubt, durch eine neue Liebe Löcher – oder geglaubte Löcher – in ihrem Leben neu füllen zu können. Es geht um Entscheidungen zwischen Männern, dem Leben und der Art, das Leben als erfüllt zu betrachten.

Auf dem Heimweg danach sagte die 50-jährige Frau auf einmal lachend: „Ach! Dieser Film! Wie mein Leben! Es war so schön!“ Genüsslich eine Zigarette rauchend erzählte sie, was sie an dem Streifen besonders berührt hatte.

Auch sie musste sich oft zwischen zwei Möglichkeiten entscheiden. Damit waren nicht nur Männer gemeint, sondern viele Dinge. Mit sehr viel Humor und einer zutiefst positiven Lebenseinstellung erzählte sie, was das in ihrem Fall für Konsequenzen mit sich brachte. Das führte uns alle zu einem sehr anregenden und nachdenklich stimmenden Gespräch über uns Frauen, die Liebe und die komplizierte Einfachheit des Lebens, die kein Alter kennt.

Die Erinnerung an diesen Abend ist nicht weit weg. Genauso wie das Haus namens Miriam.

Lena Wiesbauer

ist als „Kulturbuddy“ tätig, unter anderem im Haus Miriam für wohnungslose Frauen

Auf ein Tänzchen



Letzte Woche richte ich gerade alles für unser Seniorencafé her. Auf dem Gang des Pfarrzentrums begegnet mir eine Klientin. Obwohl im Moment keine Sprechstunde ist, bittet sie um Essen für sich und ihre Kinder. Das Geld ist diesen Monat aber besonders knapp. Ich schlage vor, mit ihr einkaufen zu gehen, bitte sie aber vorher noch, mir kurz beim Tischdecken für das Seniorencafé zu helfen. Gemeinsam wird der Tisch festlich gedeckt. Was denn heute hier passiere, fragt sie mich. „Wir veranstalten unser Seniorencafé, wir werden einen Geburtstag feiern und wir tanzen miteinander.“

Die Frau schüttelt ungläubig den Kopf. „Sie tanzen, Schwester? Das kann ich mir nicht vorstellen.“ – „Oh, doch, schauen Sie her“, sage ich und zeige ihr ein paar Schritte. Plötzlich beginnt die Frau aus ganzem Herzen zu lachen. Sie lacht und lacht und sagt: „Das muss ich meiner Tochter erzählen, das glaubt sie mir nie, dass Sie so schön tanzen.“ Das berührte mich sehr.

Diese Frau war schon oft in der Sprechstunde, ich begleite sie schon seit längerem, aber in diesem Moment habe ich sie zum ersten Mal lachen gesehen.

Schwester Felixine

betreut in einer Wiener Pfarre die Caritas Servicestelle

Stiller Dank

Danke für Ihren Besuch! Diese Worte habe ich jedes Mal gehört, wenn ich mich verabschiedete. Lange begleitet von einem kräftigen Händedruck. Später ein kurzes „Danke“ und, als die Kräfte weniger wurden, nur mehr eine fast unmerkliche Geste oder ein Blick. Immer jedoch Dankbarkeit für meinen Besuch, für die Aufmerksamkeit, für das Wahrgenommenwerden.

Anfangs waren unsere Treffen geprägt von Trauerbewältigung nach dem Tod der geliebten Lebensgefährtin. Wir verbrachten die gemeinsame Zeit beim Spazierengehen und später Rollstuhlfahren. Oft sind wir nur nebeneinander vor dem warmen Heizkörper gesessen.

Manchmal habe ich vorgelesen oder wir haben einfach zum Fenster hinaus geschaut. Ich habe dann gemerkt, dass ich zum ersten Mal richtig zur Ruhe komme – ein wohlthuendes einfach Dasitzen. Beim Erzählen von Jugendstreichen und bei einem Achterl Rot wurde das Gesicht meines Gegenübers stets wieder jung und der Spitzbube kam dann kurz zum Vorschein.

In letzter Zeit treffe ich Herrn S. meist schlafend an. Manchmal erhasche ich ein müdes Lächeln. Ob er mich erkennt? Ich fühle mich ihm nahe und das tut mir gut. Jetzt ist es an mir „Danke“ zu sagen. Und ich sage es aus ganzem Herzen.

Hanna Leichtfried-Junker

ist ehrenamtliche Hospizbegleiterin in Waidhofen an der Ybbs



Als ich schon einige Jahre Pensionistin war und mir meine berufliche Tätigkeit anscheinend fehlte, kam ich auf die Idee, ich könnte einen Teil meiner Freizeit dazu nutzen, mir selbst und anderen etwas Gutes zu tun. Zuerst dachte ich, es wäre schön, mit Kindern zu arbeiten und bot meine Dienste im Pfarrkindergarten an. Aber dort erhielt ich eine Abfuhr. Man wollte nur Leute mit entsprechender Ausbildung an die Kinder heranlassen. Bei meinem Anruf im Tageszentrum Süd für Menschen mit Behinderung hatte ich mehr Glück: Die damalige Leiterin meinte, sie würde sich sehr freuen, denn sie könne jede helfende Hand brauchen.

Man teilte mich zur „Gruppe Fünf“ ein. Dort sind Menschen, die nicht gerade die allerschwersten Handicaps haben, aber doch viel Unterstützung und Hilfe brauchen. Die vorhandenen Fähigkeiten dieses betreuten Personenkreises werden durch vielfältige Beschäftigungen

gefördert. Da wird gesungen, gewerkt, gekocht, gebacken und gespielt. Wir gehen auch Einkäufen für das Kochen am nächsten Tag, oder wir spazieren einfach in einen nahe gelegenen Park. Zwei Mitarbeiter und eine Mitarbeiterin betreuen die etwa 13 Klientinnen und Klienten.

Es ist schön, wie viel Zuwendung und Freude hier zu sehen ist. Besonders beeindruckt haben mich auch die kreativen Fähigkeiten der Betreuerinnen und Betreuer. John etwa fertigte mit Hilfe der Klientinnen und Klienten aus einfachen Pappdeckeltonnen wunderbare Tiere. Mit Pinsel, viel Farbe und viel Eifer entstanden ein Waschbär, ein Krokodil, eine Eule, ein Pavian und ein Drache. Der Drache wurde inzwischen bereits vernichtet, weil er zu groß war, um aufgehoben zu werden. Für so viel Kunst ist im Tageszentrum leider kein Platz. Die anderen vier Tiere habe ich fotografiert, damit man sich wenigstens an sie erinnern kann.

Vom Drachen und dem Jesukind

Zu den alljährlichen Highlights im Tageszentrum Süd zählt die Adventfeier, an der alle Gruppen teilnehmen. Heuer hatte die Gruppe Fünf unter Ullis Leitung ein Krippenspiel einstudiert. Die Darbietung war einfach rührend. Natascha gab die heilige Maria und Erich, der zur Feier des Tages eine Krawatte trug, spielte den heiligen Josef. Manfred bekam wunderschöne silberne Flügel und stellte einen Engel dar. Gitti aus einer der anderen Gruppen konnte nach längerem Zureden überzeugt werden, dass ihre Puppe als Jesukind in der Krippe liegen sollte. „Wer klopfet an?“, hieß es dann und der Wirt wies das heilige Paar dazu an, sich in den Stall zurückzuziehen. Die restlichen Klientinnen und Klienten waren als Hirten verkleidet und huldigten dem Kind. Im Stall standen wunderschöne Schafe, wieder eine Kreation von John, die er mit Hilfe der Klientinnen und Klienten hergestellt hatte. Die zur Adventfeier geladenen Gäste waren begeistert. Es war ein voller Erfolg!

Im Sommer wiederum wird jedes Jahr ein Ausflug ins Grüne unternommen, etwa in den Schlosspark Laxenburg, zum Maurer Pappelteich oder in den Schönbrunner Schlosspark. Essen und Trinken für ein gemütliches Picknick nehmen wir mit, und Betreuerin Ulli hat immer die Gitarre dabei, um ein paar Lieder zu singen.

Bei unserem Ausflug nach Schönbrunn stellten wir den Bus im Hof der Schönbrunner Tierärzte ab und gingen vom Tirolerhof bis zur Gloriette. Dort angekommen sah ich den kleinen Zug, mit dem man eine Rundfahrt durch den Schlosspark machen kann. Als ich bemerkte, dass der Zug auch eine Rampe hatte, die mit Rollstühlen befahren werden konnte, war mein Entschluss rasch gefasst. So machten wir eine kleine Zugreise. Alle waren begeistert.

Gertrude Divoky

arbeitet seit einigen Jahren freiwillig im Tageszentrum Süd für Menschen mit Behinderung



Bereits das dritte Jahr besuche ich Frau S. im Haus St. Elisabeth der Caritas St. Pölten. Die 89-Jährige hatte eigentlich ein eher trauriges Leben. In den Kriegsjahren wurde sie vertrieben und kam nach Flensburg, wo sie ihren Mann kennen lernte, der leider relativ jung verstarb. Ihr einziger Sohn übersiedelte nach Österreich, wo er bei einer Speditionsfirma arbeitete. Immer wieder sagte er: „Ach, Mutti komm doch auch nach Österreich.“

Also brach sie ihre Zelte in Flensburg ab. Doch kaum war sie da, starb der Sohn an einem Herzinfarkt. Durch diese späte Übersiedlung blieb sie bei uns ein entwurzeltes Wesen – auch im Seniorenhaus. Es gibt noch eine Schwester in Wien, aber die ist ein paar Jahre äl-

ter. Der Kontakt beschränkt sich auf ein eher wortkarges Telefonat alljährlich zum Geburtstag. Nicht nur bei dieser Gelegenheit machten sich zuletzt auch erste Anzeichen einer altersbedingten Vergesslichkeit bei Frau S. bemerkbar.

Einmal pro Woche, meist am Mittwoch, machen wir eine Spazierfahrt im Rollstuhl. Sie liebt diese Ausflüge. Auch deshalb, weil sie dadurch Kontakt zur Welt außerhalb des Hauses hat. Dabei plaudern wir über alles Mögliche. In dieser Zeit versuche ich meiner Begleiterin das Gefühl zu geben, nur für sie da zu sein. Manchmal sage ich zu ihr: „Was machen wir zwei Hübschen heute? Fahren wir spazieren?“ Und sie sagt dann ganz resolut: „Ja, aber ich fahre mit dem Wagen.“

Auf ein Gläschen miteinander

Dann kann es ihr nie schnell genug gehen. Immer treibt sie ein wenig Unruhe an. Wenn wir gemeinsam ein Eis essen gehen, fragt sie oft schon, noch bevor wir fertig sind: „Ja, wann geht's denn weiter?“ Auch mit dem Rollstuhl geht es ihr meist zu langsam. Besonders bergauf und bei Rollsplitt komme ich ganz schön außer Atem, während sie ungeduldig sagt: „Geht's nicht ein bisschen flotter?“ Dennoch merke ich, wie sehr sie diese Ausflüge genießt, ganz oft huscht ein seliges Lächeln über ihr Gesicht.

Manchmal besteht sie darauf, mit mir Rotwein zu trinken, „ein Fläschen Roten“ wie sie als gebürtige Deutsche sagt. Aus gesundheitlichen Gründen ist es ihr aber nicht erlaubt, Wein zu trinken. Wir setzen uns stattdessen auf ein Glas roten Fruchtsaft zusammen.


Ich schenke uns aus der Pago-Flasche ein und wir prosten uns zu. Manchmal „verweigere“ ich den Fruchtsaft, als wäre es wirklich Wein. Ich sage dann, dass ich noch mit dem Auto nach Hause fahren müsse und nichts trinken dürfe. Mitunter lachen wir einfach darüber, manchmal aber verstärkt das für sie die Illusion, wirklich Rotwein zu trinken.

Ich genieße die Besuche bei Frau S. und fühle mich während der gemeinsamen Zeit einfach bei ihr zu Hause – mit oder ohne Fruchtsaft.

Maria Lackner,

freiwillige Mitarbeiterin im Senioren- und Pflegehaus St. Elisabeth

Die Wunder der Medizin


 Ich war zum vierten Mal als freiwilliger Mitarbeiter im Louise-Bus unterwegs, als zum ersten Mal ein Patient mit Unterschenkelgeschwüren („Ulcus cruris“) zum Anlegen eines neuen Verbands hereinschneite. Er sollte zweimal die Woche zum Verbandwechsel kommen, war aber vor drei Wochen das letzte Mal im Bus gewesen. Die Ärztin sagte streng fachlich: „Reinigen, Betaisodona drauf und verbinden!“ Aber das ganze Schienbein war voller Eiter, der Bus füllte sich sofort mit einem unangenehmen Geruch.

Als ich den nassen Tupfer leicht aufsetzte, erwartete ich einen Aufschrei wegen höllischster Schmerzen. Aber keine Reaktion, gar nichts. Der Patient schaute mit gleichgültigem Blick auf mich herab. Mein Druck wurde stärker, keine Veränderung. Alles gefühllos! Heute sind solche Wunden für mich im Louise-Bus keine Seltenheit mehr, trotzdem fasziniert mich die ausbleibende Schmerzreaktion immer noch. Was der Alkohol doch alles kann!

Wilfried Szeliansky

arbeitet seit 13 Jahren freiwillig
im medizinischen Versorgungsbus „Louise“

Einem Puzzle gleich

ebraucht zu werden, für jemand anderen da zu sein, das sind wichtige Dinge im Leben. Nie konnte ich das deutlicher spüren, als im Fall von Frau M., einer hoch betagten Rollstuhlfahrerin. Als ich ihr zum ersten Mal begegnete, saßen wir bei einer Nachmittagsjause im Haus Klosterneuburg zufällig am selben Tisch. Oft hören wir freundlichen älteren Leuten zu, auch wenn uns die sich wiederholenden Themen nicht sonderlich interessieren. So schien es auch bei Frau M. zu sein, die von ihren gesundheitlichen Problemen erzählte.

Einige Zeit später kam sie zu unserer wöchentlichen Gartentätigkeit, an der sie sich ihren Möglichkeiten entsprechend beteiligte: sie lockerte in den Hochbeeten die Erde auf, goss diese mit einer kleinen Gießkanne, riss die – wie sie meinte – störenden Grasbüschel aus, knetete eifrig den Ton für die kleinen Schildchen, mit denen wir die eingesetzten Pflanzen markierten. Gerne ging ich ihr dabei zur Hand und platzierte ihren Rollstuhl immer wieder richtig. Dabei er-

zählte sie mir viel aus ihrem Leben. Einem Puzzle gleich entstand vor mir das Bild ihres Lebens: eine einfache Frau, die nie in den Genuss höherer Bildung gelangt war, aber immer ihr Möglichstes für die Verwandtschaft getan hatte.


Frau M. war schon sehr vergesslich – ich formuliere es so, denn die Diagnose „Demenz“ erlaube ich mir als medizinischer Laie nicht zu stellen. Sie kam nun regelmäßig zu unseren Treffen, und dann und wann meinte sie, mich schon einmal irgendwo gesehen zu haben, aber sie könne sich nicht mehr erinnern. So auch eines Tages, nachdem ich am Vortag einige Gedichte vorgelesen hatte. „Ich glaube, Sie waren gestern auch hier?“, fragte sie. „Ja“, gab ich zurück. „Sie haben vorgelesen, nicht wahr?“ – „Ja.“ – „Das war wirklich schön“, schloss sie. Darüber freute ich mich sehr.

Wenige Tage später verstarb Frau M. Ich war sehr traurig, aber doch auch getröstet: Zumindest konnte ich ihr in ihren letzten Lebenstagen noch etwas Schönes vermitteln – und sie mir auch!

Friedrich Ramberger

ist seit 2013 freiwilliger Mitarbeiter im Projekt Nachbarschaftsgarten

Nebensache Musical

s ist ein verschneiter Montagabend im Dezember, ich mache mich auf den Weg ins Flüchtlingshaus Amadou, um mit drei Bewohnern das Musical „Sister Act“ anzusehen. Dort angekommen fragt mich ein weiterer Mann, ob er ebenfalls mitkommen dürfe, ganz spontan. Ich organisiere eine weitere Karte, der Mann ist keine 15 Minuten später mit Anzug und Hut bereit für den Musicalbesuch. Herausgeputzt macht sich unsere bunte Abendgesellschaft auf den Weg ins Raimund Theater.

In der Pause frage ich die vier Männer, wie ihnen das Musical gefalle. Die Reaktion ist eher ablehnend,

das Sprechtempo der Sängerinnen und Sänger war zu schnell. Ihre Antwort verunsichert mich und ich mache mir Sorgen, ob meine Begleiter auch nach der Pause wiederkommen würden. Allen Befürchtungen zum Trotz sitzen die vier Männer aber rechtzeitig vor Beginn des zweiten Akts wieder auf ihren Plätzen. Ich spreche meine Verwunderung an und bin überwältigt von der Antwort. Die Männer erklären mir freudig, dass das Vorbereiten auf die Unternehmung, das Plaudern mit mir und der gemeinsame Spaziergang über die Kärntner Straße einfach viel schöner sind, als es ein Musical je sein kann.

Juliane Buchroithner

ist seit 2012 als „Kulturbuddy“ tätig

So ruhig hier



Als Freiwillige in der Deutschkursoffensive treffe ich auf Menschen verschiedenen Alters und Geschlechts, aus unterschiedlichen Ländern und Kulturen. Lange habe ich überlegt, welcher Moment mir bisher am meisten in Erinnerung geblieben ist oder welches Ereignis mich besonders berührt hat. Schnell ist mir aufgefallen, dass es kein einmaliger Moment war, der für mich diese Arbeit zu etwas Wertvollem und Besonderem macht. Mich begeistert vor allem das allmähliche Kennenlernen, das Vertrautwerden mit Menschen, die mir bisher völlig unbekannt waren.

Zu Beginn sind die Menschen meist schüchtern und ein wenig verschlossen. Das Schöne für mich ist, wenn sie dann im Verlauf unserer Treffen beginnen, Vertrauen zu fas-

sen und mit mir einen Teil ihrer Geschichte, ihrer Wünsche aber auch ihrer Sorgen und Ängste teilen. Viele Gespräche werden mir immer in Erinnerung bleiben.

So erzählte mir ein junger Mann aus Afghanistan, es sei für ihn merkwürdig, dass es in Österreich immer so ruhig und leise ist. Weil ich nicht sofort verstanden habe, was er damit meinte, sagte er noch, dass er, seit er hier ist, noch nie explodierende Bomben oder Schüsse gehört habe. Das sei immer noch ein wenig ungewohnt für ihn.

Es sind Aussagen wie diese, die mir bewusst machen, dass ich selbst bei jedem Treffen mindestens genau so viel über mich und die Welt lerne, wie die Menschen, denen ich die deutsche Sprache näher zu bringen versuche.

Eva Eckhard

ist Freiwillige in der Deutschkursoffensive der Caritas Steiermark

Nichts gibt's, was es nicht gibt



Als ich nach 40 Jahren als Versicherungsangestellte beim carla Krems als Freiwillige anfang, habe ich mir gedacht, die Menschen zu kennen – ihre Bedürfnisse, ihre Nöte, ihre Listigkeit, ihre Gier. Doch die Arbeit im carla sollte mich eines Besseren belehren. Unsere Kunden reichen vom Obdachlosen bis zur eleganten Geschäftsfrau, vom Flohmarkthändler, dem immer alles zu teuer ist, bis zu Leuten, die sich über unsere schönen, billigen Sachen freuen. Es gibt Nörgler, für die wir nie etwas Passendes im Angebot haben, die aber trotzdem an jedem Verkaufstag die Ersten im Laden sind. Es gibt Listige, die die ausgesuchten Schuhe gleich angezogen lassen und ihre eigenen Schuhe zurücklassen. Und soll man es als raffiniert bezeichnen, wenn jemand unter Austausch des Preispickerls persönliche Sparmaßnahmen ergreift?

Aber es gibt auch viele erheiternde Erlebnisse. Eines schönen Tages erkannte ich unter den Kunden einen Klassenkollegen aus der Volksschule, der mir damals auf

der Badewiese einen Heiratsantrag machte – den einzigen, den ich jemals bekam!

Zehn gute Gründe, warum ich als freiwillige Mitarbeiterin im carla Krems arbeite:

Erstens bin ich in Pension, daher ist endlich viel Zeit für mich selbst vorhanden. Zweitens habe ich schon als Kind gerne herumgeräumt, gestöbert und sortiert. Drittens ist es faszinierend, wie aus „Klumpert und Kramuri“ gefragte Waren entstehen. Viertens finde ich unter den Mitarbeitern und Kunden viele Gleichgesinnte. Fünftens liebe ich Bücher über alles, außerdem dekoriere und ordne ich gerne. Sechstens gibt es bei den Waren oft interessante Entdeckungen und Erlebnisse. Siebentens wird für mich gesorgt, nicht nur mit Kaffee, Mineralwasser oder Suppe. Achtens habe ich in der Arbeit immer einen Sinn und Zeitvertreib gefunden. Neuntens gibt es stets viel zu tun, daher ist es nie langweilig oder eintönig. Zehntens finde ich im carla Anerkennung, Vertrauen und Freundschaft.

Christa Eder

ist freiwillige Mitarbeiterin im carla Krems

Möblierter Sprachkurs

Bereits als wir uns kennenlernten, waren wir sehr an der jeweiligen Herkunft des anderen interessiert, wollten Deutsch und Hindi lernen und mehr über unsere Werte und Traditionen erfahren. Oft treffen wir uns etwa zum Mittagessen, bei dem es typisch indische oder österreichische Spezialitäten gibt.

Gurdeep ist 33 Jahre alt und stammt aus Indien. Sie hat vier Kinder, darunter zwei Töchter, die noch in Indien sind. Gurdeeps jüngster Sohn ist bei unseren Treffen auch immer dabei. Er ist ein kleiner aufgeweckter Junge, der stets für Unterhaltung sorgt. Während des Sommers waren wir Eis essen, gemeinsam in einem indischen Supermarkt und

einmal in einem indischen Restaurant. Aber meistens treffen wir uns zu Hause – also bei Gurdeep im Frauenhaus oder in meiner Studenten-WG.

Wir unterhalten uns auf Deutsch und für den Fall von Verständnisschwierigkeiten hat Gurdeep immer ein Hindi-Deutsch Wörterbuch dabei. Manchmal haben uns auch Zeichnungen über Unklarheiten hinweggeholfen. Um die deutschen Alltagsvokabeln zu festigen, hatten wir bei einem Treffen die Idee, die Möbel von Gurdeep mit Post-its zu beschriften. Es ist wirklich schön, auf diese Weise mehr über Sprache, Geschichte, Lebensweisen und Persönlichkeiten in Erfahrung zu bringen.

Andrea Kalcher & Gurdeep K.

bilden zusammen ein interkulturelles Tandem im Rahmen des Begegnungsprojekts Neuland

Bei meinem ersten Besuch schenkte mir Frau T. ein Paar handgehäkelte Patschen. Sie bat mich, Wolle mitzubringen, damit sie mir noch ein Paar häkeln kann. Beim nächsten Besuch brachte ich ihr einen Knäuel braune Wolle mit. Frau T. schaute skeptisch und meinte: „Schatzerl, einer ist zu wenig, du musst mir vier Knäuel bringen. So viele brauche ich schon.“ Das war Ende August. Mit dem Schulbeginn begann für mich als Lehrerin wieder ein stressiger Alltag, ich besuchte Frau T. zwar weiterhin, aber ich vergaß die Wolle.

Bei meinem letzten Besuch am 23. September brachte ich ihr endlich vier Knäuel in verschiedenen Blautönen mit – meine Lieblingsfarben. Sie hielt die Wolle andächtig in ihren Händen, drehte prüfend den Faden zwischen ihren bereits dünnen Fingern. Gedankenversunken meinte sie: „So ein schönes Blau, wie das Blau in Griechenland. Ich liebe dieses Blau. Das werden aber schöne Patschen.“ Dazu kam es leider nie. Ich dachte nicht, dass dies unser letztes Treffen sein würde. Sie wirkte zwar erschöpft, aber geistig noch fit.

Eigentlich kam ich anfangs zu Frau T., um mit ihr ins Kaffeehaus zu spazieren. Sie brauchte ständig Sauerstoff und hatte zu Hause eine große und zum Weggehen eine kleine Sauerstoffflasche stehen, die sie „Flocki“ nannte. Sie war Kellnerin von Beruf und gerne unter Menschen. Aus dieser Zeit hatte sie auch Freunde, die sie nun tatkräftig unterstützten. Einer half ihr beim Zusammenbauen der Möbel, die sie nur wenige Wochen vor ihrem Tod aus einem Katalog bestellte, um ihre Wohnung gemütlicher zu gestalten. Ein anderer Freund half ihr im Haushalt und brachte ihr aus einem Gasthaus das tägliche Essen. Auch für mich hatte sie jedes Mal eine Aufgabe. Ihre Lebenskraft war praktisch bis zuletzt uitgebrochen.

Leider kam es nie zu unserem gemeinsamen Spaziergang. Zu Beginn war es zu heiß, dann regnete es oder Fr. T. war zu erschöpft. Stattdessen wollte sie gemeinsam mit mir „turnen“, denn alleine freute sie das nicht: „Ich muss ja meine Muskeln fithalten, damit ich die Stiegen steigen kann, wenn ich ins Kaffeehaus gehe!“ Mit einem Theraband machte sie Streckübungen für ihre Beine. Ich durfte mitzählen und

Griechisches Blau

lobte sie sehr, wenn sie trotz ihrer Atemprobleme sechsmal das Bein abwinkeln und strecken konnte. Bei diesen Übungen bemerkte ich, wie trocken und schuppig die Haut auf ihren Beinen war. Ich fragte sie, ob ich sie eincremen dürfe. Das nahm sie mit Freuden an. Es wurde zu unserem Ritual, dass ich ihr die Beine und Füße massierte und eincremte. Sie genoss das sehr. Wir kamen uns näher und manche Sorge konnte sie nun leichter aussprechen.

An einem Montag überfiel sie mich mit der Bitte, ihr beim nächsten Besuch vier Ziegelsteine mitzunehmen. Verblüfft fragte ich sie, wofür sie diese brauche. „Naja, ich möchte sie unter meinen PC legen, damit ich ihn besser abstauben kann.“ Ich überlegte mit ihr, ob nicht Holz für ihren gepflegten Parkettboden besser wäre. So bat ich meinen Mann, einen passenden Holzpfosten zu schneiden, den ich eine Woche später mitbrachte. Wieder fühlten ihre Finger prüfend das Holz. Sie wollte daran riechen, doch mit dem Sauerstoffröhrchen in der Nase war es für sie kaum möglich, den

wunderbaren Holzgeruch wahrzunehmen. Dankbar meinte sie: „Wie kommt dein Mann dazu, mir so etwas Schönes zu machen und zu schenken? Das ist ja wunderbar!“ Gleich klebte sie Filzplättchen auf das Holz und ihr Freund Franz half mit, das Holz unter den PC zu schieben. Glücklich und stolz betrachtete sie unser Werk.


Eine Woche später saß Fr. T. auf einer neuen Couch, die sie in einem Versandhaus bestellt hatte. Sie wollte auf dieser Couch auch schlafen, doch die Liegefläche war zu niedrig. Mit strahlenden Augen bat sie mich, einen harten dicken Schaumstoff zu besorgen. Diesen Wunsch konnte ich ihr nicht mehr erfüllen, da sie einen Tag später ins Spital musste und zwei Tage später verstarb. Das traf mich völlig überraschend.

Ihre Patschen erinnern mich daran, wie mutig, selbstbestimmt und energisch Frau T. ihren Weg bis zum Schluss ging. Sie lehrte mich, jeden Tag bewusst zu leben und zu gestalten, egal, was morgen sein wird.

Verena Ruf

ist seit 2013 freiwillige Hospizbegleiterin

Nicht anders als sonst

 Ich habe mich im actionPool der youngCaritas angemeldet, weil ich neben der Schule nicht regelmäßig Zeit habe, trotzdem aber gerne Menschen helfen und sozial aktiv sein will. Eine super tolle Erfahrung war das Rodeln am Zauberberg gemeinsam mit Bewohnerinnen und Bewohner der WG Kondor für Menschen mit Behinderung. Um die Betreuerinnen und Betreuer beim Rodelausflug zu unterstützen, wurden über den actionPool Freiwillige gesucht.

Ich kenne niemanden, der behindert ist, und habe vorher auch noch keine Erfahrungen mit dem Thema gemacht. Trotzdem habe ich mich als Freiwillige gemeldet. Ich war sehr gespannt, wie es werden wird, obwohl ich auch ein wenig Angst hatte. Ich wusste nicht, ob man etwas Besonderes beachten muss, wie man kommuniziert oder wie man auf Menschen mit Behinderung zugeht. Aber schon als wir in der WG gestanden sind und den Rodelkandidaten sagten, dass sie sich warm anziehen sollen, war das kein Thema mehr. Wir plauderten gemütlich miteinander, nicht anders als mit „normalen“ Menschen.


Sarah Piskur,

16-jährige actionPoolerin bei der youngCaritas

Wir fuhren danach mit dem Bus zum Semmering, sieben Klienten und eine Klientin aus der WG Kondor, drei Betreuer und drei „actionPoolerinnen“. Gerodelt sind wir immer zu zweit, also ein Bewohner und ein Betreuer. Ich bin meist mit demselben Bewohner gefahren, denn er hatte riesigen Spaß daran, in die Schneeberge hineinzufahren. Meine Kollegin, die zuvor mit ihm unterwegs war, hatte nicht genügend Kraft, um dagegen zu lenken. Mir fiel es leichter, aber wir sind trotzdem oft genug im Schneegelandet – und haben viel miteinander gelacht. Nach dem Mittagessen fragten wir, ob sie noch einmal hinauf wollten. Und das wollten sie unbedingt, weil es ihnen so viel Freude bereitet hat.


Im Nachhinein muss ich echt sagen, dass mir an diesem Tag meine Angst vor der Begegnung mit Menschen mit Behinderung genommen wurde. Sie sind Menschen wie du und ich und es ist traurig, dass so viele Leute Angst davor haben, mit ihnen in Kontakt zu kommen.

Aus zweierlei Sicht

 Ich habe Onkel Toni über das Vienna Design Weeks Projekt kennengelernt, bei dem uns der Bezirk Wieden näher vorgestellt wurde. Tonis Familie lebt schon seit 100 Jahren im vierten Bezirk. Durch die gemeinsamen Spaziergänge mit ihm habe ich innerhalb weniger Monate enorm viel über die Kultur und Geschichte Österreichs erfahren. Besonders gefreut habe ich mich, dass ich und einige andere Burschen in der WG mit Onkel Toni auch nach dem Ende des Projektes viel unternommen haben. So gingen wir ins Heeresgeschichtliche Museum, spazierten auf den Kahlenberg und besuchten das Technische Museum. Nie vergessen werde ich, als ich zum ersten Mal die Katakomben unter dem Stephansdom sah, das herrliche Gefühl bei der Donauschiffahrt und meine Verwunderung darüber, dass bei ihm Zuhause sogar Bilder seines eigenen Großvaters an der Wand hängen. (Sayed)

Ich war sehr gespannt, was sich aus meiner Teilnahme am Projekt Vienna Design Weeks und den gemeinsamen Stadtführungen mit den Burschen der Caritas WG Nuri ergeben würde. Beim ersten Treffen war ausgemacht, Ahmad, Ali und Sayed ein wenig mit der Geschichte Wiens bekannt zu machen. Ich war sehr erstaunt über das große Interesse der Jugendlichen, sich mit den von uns vermittelten Geschichten des Bezirkes und seiner Bewohner auseinanderzusetzen. Es bot mir aber auch eine schöne Gelegenheit, meine Sicht auf den Bezirk darzustellen. Was mich wirklich beeindruckt hat, war die Wissbegierigkeit und das Engagement der Burschen, die sich – trotz vieler Hürden – so sehr für ihre berufliche und soziale Integration in Österreich einsetzen. (Anton)

Anton Landsiedl („Onkel Toni“) ist freiwilliger Betreuer in der WG Nuri für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge. Er und einer der Flüchtlinge, der 16-jährige **Sayed**, erzählen von ihrer Begegnung.



Ich habe mein ganzes Berufsleben über als Psychologin mit Jugendlichen gearbeitet. In meiner Pension wollte ich weiterhin tätig sein, aber in einem anderen Bereich, dabei auch ein bisschen über den Tellerrand schauen. Über die Caritas bin ich zufällig auf die Deutschkurse für die Bewohnerinnen und Bewohner des Asylwerberheimes in Neumarkt gestoßen.

Die Kurse finden zweimal pro Woche statt, Montag und Mittwoch, jeweils zwei Stunden. Ich unterrichte immer am Montag, meist alleine, aber wenn es zu viele Menschen sind, dann teilen wir die Gruppe und unterrichten zu zweit. Zwischen 18 und 25 Personen kommen in den Kurs, aus verschiedenen Ländern – mehr als 26 waren es in den letzten zwei Jahren – mit ganz un-

terschiedlichen Vorkenntnissen. Von Akademikern bis zu Analphabeten reicht das Spektrum. Manche lernen Deutsch mit einer Rasanz, dass man nur so schaut, für andere ist das wesentlich schwieriger. Das liegt nicht nur am lückenhaften Bildungssystem in so manchem Herkunftsland, oft verbergen sich schlimme Schicksale hinter den Menschen, auf die man erst allmählich draufkommt. Dadurch relativiert sich auch so manches Vorurteil, das man selbst (wenn auch ungewollt) mit sich herumschleppt.

Eine der größten Herausforderungen ist sicherlich das unterschiedliche Niveau. Aber das macht den Unterricht auch so bunt und abwechslungsreich. Manchmal dolmetschen drei, vier Leute simultan in verschiedene Sprachen. So klappt das immer irgendwie.

Natürlich Deutsch!

Nach einem der Kurse etwa sind noch einige Teilnehmerinnen im Kursraum geblieben, um Fragen zu stellen oder einfach zu plaudern. Die letzten Kursteilnehmerinnen waren Farida S., eine junge, schüchterne Frau aus Afghanistan, die als Analphabetin eingestuft war und nur einen afghanischen Dialekt sprach, und Mame K., eine Frau aus dem Senegal, die Französisch und einen Dialekt aus ihrer Heimat sprach. Beide unterhielten sich angeregt. Ich verstand kein Wort. Auf meine Frage, in welcher Sprache sie sich denn unterhalten würden, antworteten beide etwas erstaunt über meine Frage: In Deutsch natürlich!

Beide Frauen ließen sich durch die vermeintliche Kommunikationsbarriere nicht beirren. Um sich im Alltag des Flüchtlingshauses austauschen zu können, hatten Farida und Mame ihre eigene, gemeinsame Sprache gefunden. Ich dachte bei mir: So einfach kann Völkerverständigung sein!

Otto Wimmer,

freiwilliger Deutschlehrer für AsylwerberInnen in Neumarkt

Erfahrungswert

Kürzlich wurde ich gebeten, einen Patienten der Landesnervenklinik Sigmund Freud zu kontaktieren. Dessen Geldsorgen wurden so groß, dass er sich deswegen das Leben nehmen wollte. Scheidung, Verlust des Arbeitsplatzes und Alkoholprobleme hatte ihn in diese, für ihn scheinbar aussichtslose Situation gebracht. Aufgrund meiner früheren beruflichen Tätigkeit in einer Bank konnte ich ihm von einem Kunden mit ähnlichen Problemen erzählen und einige Lösungen anbieten. Nach unserem Gespräch, bei dem wir einen Termin mit der Bank vereinbaren konnten, fasste er Vertrauen und gewann an Zuversicht.

Am darauffolgenden Tag erhielt ich eine SMS, in der sich mein Klient ganz herzlich für das Gespräch bedankte und mir versicherte, dass er alles daran setzen werde, den Termin einzuhalten. Nach wenigen Wochen dann die erfreuliche Nachricht: Er hatte wieder eine Arbeit gefunden und durch die Möglichkeit des Privatkonkurses wieder eine Zukunftsperspektive erhalten.

Maria Pöllabauer,

Freiwillige der Caritas Steiermark im Bereich Finanzcoaching

Ein Füllhorn an Begegnungen



on meinem jahrelangen Besuchsdienst im Senioren- und Pflegehaus St. Klemens kann ich viel Schönes berichten.

Anfangs mit großem Bangen – ich war noch nie in meinem Leben mit alten und kranken Leuten konfrontiert – bin ich bald richtig in die Sache hineingewachsen. Ich glaube, das Wichtigste ist, den Besuchsdienst regelmäßig zu machen. Nur so kann man Vertrauen aufbauen und lernt die Lebensgeschichten der Bewohnerinnen und Bewohner kennen. So erntet man schließlich auch ein strahlendes Lächeln, einen Händedruck, ein Danke.

Eine Bewohnerin habe ich jahrelang besucht. Sie wollte mir immer etwas schenken und hat ihren Jausenkuchen für mich aufgespart. Den haben wir dann beim Plaudern gemeinsam gegessen. Zur Weihnachtszeit habe ich selbst gebackene Kekse mitgebracht. Auch die haben wir gemeinsam verspeist. Das machte sie sehr froh und ihre Worte waren: „So gut wie von der Mutter.“

Viel Freude konnte ich einer anderen Bewohnerin mit gereiften Beeren aus unserem Garten bereiten. Sie hatte ganz in unserer Nähe selbst einen Garten, den sie aber aufgrund ihres fortgeschrittenen Alters aufgeben hatte müssen.

Schön ist es auch, gemeinsam bei einer Wallfahrt einen Tag zu verbringen. Die strahlenden Augen und der Satz „Sie waren so lieb zu mir“ klingen lange nach. Besonders gefreut hat mich, als mir eine 90-jährige Dame das Du-Wort angeboten hat. Bei einer anderen Bewohnerin betätigte ich mich als Schneiderin. Mit großer Mühe schlüpfte sie in ihre Hosen hinein, die ich dann abgesteckt und bei einer Plauderei gekürzt habe.

Gerne sprechen die Leute von den schweren, kargen Zeiten nach dem Krieg, die ich von meiner eigenen Kindheit noch in Erinnerung habe. Einmal sprach ich mit einem ehemaligen Bergsteiger über besonders schöne Touren durch Österreich. Auch das gehört zu den schönen Erlebnissen ... und solche könnte ich noch endlos erzählen.

Gerda Zingl

hilft freiwillig im Senioren- und Pflegehaus St. Klemens

Hunger für zwei

Vor fast 12 Jahren habe ich mit Freundinnen und Freunden begonnen, in der Gruft regelmäßig zu kochen. Anfangs waren wir unsicher, wie wir den Ablauf gestalten sollten. Da hat uns das Team sehr geholfen und ein paar Regeln genannt, an die sich die Gäste der Gruft halten müssen. Dazu gehört auch, dass sich besonders Hungrige erst dann einen Nachschlag holen dürfen, wenn alle Gäste etwas bekommen haben. Bei unseren Essen gab es meist einen Nachschlag und wir waren sehr froh, dass unser frisch gekochtes Menü stets so gut ankam.

Da wir viele Gäste schließlich vom Gesicht her kannten, fiel uns eines Tages ein besonders hungriger Gruftgast auf. Nachdem er sich sein Essen abgeholt hatte, war er in Windeseile fertig und stand schon wieder in der Schlange der Wartenden. Also bekam er natürlich noch

eine Portion. Kurz darauf stand er schon wieder da und wir waren ein wenig ratlos. Das Essen sollte doch für alle reichen und ein Nachschlag ist ja wirklich genug. Das haben wir ihm auch mitgeteilt. Er blickte uns erstaunt an und behauptete, dass er noch gar keinen Nachschlag gehabt hatte. Jetzt waren wir verwirrt, beharrten aber darauf, dass er warten müsse. Schließlich sollten auch andere zum Zug kommen. Mit hängenden Schultern verschwand er in der Menge. Aber kaum eine Minute später war er schon wieder da!

Allmählich hatten wir den Verdacht, dass er mit uns ein Spielchen spielte. Das sagten wir ihm auch. Jetzt war er verstört und empörte sich. Er sei doch kein Lügner! Plötzlich aber ging ihm ein Licht auf und ein breites Lächeln huschte über sein Gesicht. Des Rätsels Lösung: Wir hatten es mit eineiigen Zwillingen zu tun!

Andrea Stimpfl-Abele

ist seit 2002 freiwillige Mitarbeiterin in der Gruft und Gründerin der freiwilligen Kochgruppen

Für Lego ist man nie zu alt

Eigentlich verdanke ich es einem Zufall, dass ich die Kinder in der Wohngemeinschaft Mutter & Kind in Feldkirch betreue. Vor fünf Jahren habe ich die Leiterin der Wohngemeinschaft bei einer Veranstaltung kennengelernt. Wir kamen ins Gespräch und ich habe ihr angeboten, der Wohngemeinschaft die umfangreiche Lego-Sammlung meiner bereits erwachsenen Kinder – ich habe drei Töchter und mittlerweile auch einen Enkel – zu schenken. Wir haben daraufhin vereinbart, dass ich die Bausteine gleich selbst vorbeibringen werde.

Als ich mit meinen Kisten voller Lego durch die Tür kam, stürzten sich sogleich zwei Kinder auf mich. Die Beiden wollten das neue Spielzeug unbedingt mit mir einweihen. Also habe ich mich hingesetzt und mit ihnen ein Haus gebaut. Beim Spielen mit den Kindern dachte

ich mir, dass es großartig wäre, mehr Zeit mit diesen aufgeweckten Burschen zu verbringen. Ich habe immer schon gerne mit Kindern gespielt. Als Vater von zwei Kindern ist es für mich immer schön, dabei zu sein und zuzusehen.

Ich bin ja schon in Pension und habe lange Jahre als Gießereitechniker gearbeitet, aber nie in der Kinderbetreuung. Als ich jung war, waren soziale Berufe noch kein Thema für Männer. Aber seit meinem Besuch in der WG mache ich genau das mit großer Freude. Ich komme zwei- bis dreimal im Monat für ein paar Stunden vorbei. Dann gehe ich mit den Kindern, wenn es vom Wetter her passt, zu einem Pferdestall in der Nähe, wo man auch Hühner füttern kann oder im Sommer Kühe auf der Weide stehen. Dort spielen wir dann.

Franz Mayer

ist seit fünf Jahren freiwillig in der Feldkircher „Wohngemeinschaft Mutter und Kind“ tätig



ird mein Russisch ausreichen, um mich zu verständigen? Werde ich mich in die Arbeit mit den Kindern gut einfinden? Werde ich nette Kolleginnen und Kollegen finden? Was, wenn mit dem Visum etwas nicht stimmt? Was packe ich ein für ein Land, in dem es im Juli unerträglich heiß und im Oktober richtig kalt ist?

Gedanken wie diese spukten vor Antritt der Reise in meinem Kopf umher. Doch ehe ich mich versah, war ich schon im Caritaszentrum in Novosibirsk angekommen und hatte 20 Kinder im Alter von 2 bis 14 Jahren um mich. Novosibirsk ist fast so groß wie Wien, eine Industriestadt allerdings, die in den letz-

ten 100 Jahren praktisch aus dem Boden gestampft wurde. Ein bisschen sieht sie auch danach aus, aber grundsätzlich ist es ein sehr spannender Ort. Wenn man wohin reist, schaut man oft skeptisch, wie die Leute die Dinge dort machen. Aber lernt man sie kennen, stellt man fest, dass sie dieselben Sorgen haben und sich ebenso freuen, wenn jemand lacht.

Der Stadtteil, in dem sich das Caritaszentrum befindet, gehört zu den ärmeren Gegenden in Novosibirsk. Armut, Alkoholismus, Drogenabhängigkeit und Gewalt gehören auch zum Alltag der Kinder, die ins Tageszentrum kommen. Mit den Pädagogen und Pädagoginnen im Zentrum habe ich versucht, den Kindern grundlegende Dinge für ihr

Im fernen Russland


späteres Leben beizubringen. Im Club lernen sie, sich selbst zu versorgen, einen Haushalt zu führen und sich um andere zu kümmern. Deshalb wurde nicht nur gespielt, sondern ich kochte auch gemeinsam mit den älteren Kindern täglich das Mittagessen für alle.

Dabei lösten österreichische Gerichte wie Frittatensuppe – „Was ist denn das?“ – und Lauchcremesuppe – „Äh, Milch in der Suppe?“ – große Verwunderung aus. Auch, dass in der Gulaschsuppe die Würstel herum schwammen, hat manche Kinder ganz aus der Fassung gebracht. Aber letztendlich wurden die Gerichte trotzdem mit Genuss gegessen.

Der Aufenthalt in Novosibirsk war vielfältig und aufregend. Meine Erlebnisse reichten von Kindern, die mich auf offener Straße umarmten, zu Müttern, die in nassen Socken vor ihrem gewalttätigen Ehemann geflüchtet waren. Mit der Zeit wuchsen und variierten auch meine Aufgaben und ich mit ihnen. Neben meinem Dienst im Kinderclub Narnija half ich auch im Mutter-Kind-Heim, in der Altenpflege und im Kinderheim mit. Geschichten gibt es viele ... ach, ich könnte noch so viel erzählen.

Julia Stindl

half drei Monate als Freiwillige im Rahmen der Auslandshilfe im Kinderclub Narnija in Novosibirsk

 Ich bin freiwillig freiwillig! Ja, das hätte ich antworten sollen. Aber manches Mal fällt mir auf eigenartige Fragen nicht sofort die richtige Antwort ein. Nicht zum ersten Mal meinte eine Bekannte zu mir: „Ich möchte ja nur wissen, warum du dir das antust?“ Dass ich seit einigen Monaten freiwillig tätig bin, ist für meine Umgebung neu. Einmal wöchentlich mache ich Urlaub von mir selbst. Ich stecke dann nicht in der täglichen Routine fest, sondern konzentriere mich voll und ganz auf insgesamt ein Dutzend jugendlicher und erwachsener Klientinnen und Klienten der Caritas Werkstätten „Am Himmel“ (Schlosserei, Tischlerei und Gärtnerei).

Gut gelaunt erwartet mich die erste Gruppe der ABC-KursteilnehmerInnen vor dem Kursraum. Nach ein paar Fragen zu unserem Wohlbefinden und der Tagesverfassung, beginnen wir mit Lesen und Schreiben. Wir bearbeiten eine Geschichte oder einen Text zu aktuellen Themen. In der Folge wird schriftlich oder mündlich gerechnet und, sollte genügend Zeit bleiben, animieren diverse Gesellschaftsspiele die „grauen Zellen“ zu weiterer Konzentrationsarbeit. Nach dem Mittagessen werden Wissensbegierde und Kommunikationsbedürfnis der zweiten Kursgruppe in gleicher Weise gestillt.

Ich bin freiwillig freiwillig

Mein persönlicher Vorteil aus der Freiwilligenarbeit ist in vielfacher Hinsicht groß. Ich genieße so manche Zuneigungsbezeugung und werde mit Zeichnungen oder Texten beschenkt. Freundlich-„kollegiale“ Begegnungen innerhalb der Institution lassen Erinnerungen an gute alte Berufszeiten wach werden. Bei den Lerneinheiten kommt auch der Humor nicht zu kurz. Mitunter dringt das Lachen bis ins benachbarte Zimmer – Herz, was willst du mehr?

Der große Eifer der KlientInnen zeigt mir, dass ich mit meinem ursprünglichen Berufswunsch wahrscheinlich nicht falsch gelegen wäre. Eine Erlaubnis für die Ausbildung zur Erzieherin, wie früher der Beruf der Sozialpädagogin bezeichnet wurde, war mir wegen der zu versehenden Nachtdienste von meinen Eltern verweigert worden. Das Schicksal hat mir aber doch noch die Möglichkeit gegeben, für und mit jungen Menschen zu arbeiten. Darum: Ja, ich arbeite freiwillig freiwillig!

Annemarie Rieder

ist seit 2012 freiwillig „Am Himmel“ für Menschen mit Behinderung tätig

Caritas &Du schenken Zeit

Sie wollten sich immer schon freiwillig engagieren – bis jetzt wussten Sie aber nicht, wo Ihre Begabungen liegen und welche Möglichkeiten es gibt? Wir freuen uns über helfende Hände engagierter Menschen. Unsere AnsprechpartnerInnen für Freiwilligenarbeit finden in einem Gespräch mit Ihnen heraus, wie Sie mitarbeiten können.

„Caritas“ (lateinisch für Liebe und Hochachtung) ist das engagierte und uneigennützig Handeln von Menschen für Menschen in Not. Freiwillige Mitarbeit ist einer der Grundpfeiler der Caritasarbeit.

Wenn Sie sich regelmäßig oder gelegentlich einige Stunden für verschiedenste Tätigkeitsbereiche von Besuchen bei älteren Menschen, Flüchtlingen, Menschen mit Behinderung und Kindern bis hin zu Nachtstreetwork oder Büroarbeit engagieren wollen, wenden Sie sich an die Ansprechperson in Ihrer Diözese.

Freiwilliges Engagement in Zahlen

Rund 40.000 freiwillig engagierte MitarbeiterInnen zählt die Caritas insgesamt.

Über 33.000 Personen davon gehören den über 2.500 Kreisen der Pfarrcaritas an.

Auch tausende Jugendliche der youngCaritas tragen mit Aktionen wie dem LaufWunder zu mehr Solidarität bei.

Infos zur Freiwilligenarbeit

Ihre AnsprechpartnerInnen für Ihr freiwilliges Engagement

Caritas Burgenland

Astrid Perner
a.perner@caritas-burgenland.at
Tel. 0676/83730325
www.caritas-burgenland.at

Caritas Kärnten

Karin Dullnig
k.dullnig@caritas-kaernten.at
Tel. 0664/806488124
www.caritas-kaernten.at

Caritas St. Pölten

Gertraud Zeilinger
gertraud.zeilinger@stpoelten.caritas.at
Tel. 02742/84 47 12
www.caritas-stpoelten.at

Caritas Oberösterreich

Martin Wintereder
martin.wintereder@caritas-linz.at
Tel. 0676/87 76 20 21
www.caritas-linz.at

Caritas Salzburg

Ingrid Ebner
ingrid.ebner@caritas-salzburg.at
Tel. 0662/903 19
www.freiwilligenzentrum-salzburg.at

Caritas Steiermark

Carmen Brugger
c.brugger@caritas-steiermark.at
Tel. 0316/80 15-272
Karin Schleipfner
k.schleipfner@caritas-steiermark.at
0316/8015-230
www.caritas-steiermark.at

Caritas Tirol

Martin Lesky
m.lesky.caritas@dibk.at
Tel. 0512/72 70-41
www.freiwillige-tirol.at

Caritas Vorarlberg

Susanne Jenewein
susanne.jenewein@caritas.at
Tel. 05522/200-1068
www.caritas-vorarlberg.at

Caritas Wien

Petra Mühlberger
freiwillig@caritas-wien.at
Tel. 01/259 20 49
www.freiwillig-wien.at

Freiwillige erzählen Geschichten aus ihrem Alltag, um die Vielfalt und die „Buntheit“ sozialer Tätigkeiten sichtbar zu machen. Erlebnisse, die sie berührt, die sie zum Nachdenken oder zum Lachen gebracht haben.